HEFT 3 MÄRZ 1982 5,- DM C 4143 E

Konkret

BND-Agent enthüllt Geheimdienst-Skandale

STRENG GEHEIM

FRAUENÄRZTE

Gewalt auf Krankenschein

in konkret März 1982

Vorwort von Manfred Bissinger

An Konkret

Gemeine Wirtschaft von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Solidarität von Hans-Ulrich Klose
Nachrichten

Paßt bloß auf! von Norbert Klugmann
Den etablierten Parteien wird schwarz vor Augen, wenn sie an die vier Landtagswahlen in diesem Jahr und ihre neuen Konkurrenten denken: Die Grünen und Alternativen. Die ersten Wahlen sind am 21. März in Niedersachsen. Zeit, um Bilanz zu ziehen, was bei grüner oder alternativer Parlamentspolitik in Bremen, Berlin und Stuttgart herausgekommen ist.

Der häßliche Deutsche: Stern und Schulterband statt/und/oder Handschellen von Otto Köhler

Gewalt auf Krankenschein von Sabine Rosenbladt

Wenn Phoenix stirbt von Karl Unger
Wenn die Schlote der Hermannshütte Werk Phoenix in Dortmund nicht rauchen, sind wieder 10.000 Arbeitsplätze weg. Und während die SPD/FDP-Koalition in Bonn mit einem Beschäftigungsprogramm den Großen ihre neuen Dienstwagen verbilligt und den Kleinen Mieterhöhungen beschert, haben die Stahlarbeiter resigniert. Auch von ihrer Gewerkschaft haben sie nichts zu erwarten

Der Verbündete von Kai Hermann
Wie die Schutzmacht USA in El Salvador mit Hilfe von CIA, Obristen und Todesschwadronen ein neues Vietnam schafft

Jürgen Saupe

Deutschland umsonst von Michael Holzach
Zu Fuß und ohne Geld lief Michael Holzach zweieinhalbtausend Kilometer durch die Bundesrepublik. Überstanden hat er seinen sechsmonatigen Marsch, weil die Deutschen einen Hund nicht so schnell verhungern lassen. Feldmann, ein junger Boxermischling, war Holzachs einziger Begleiter. Nur wenn er Hunger hatte oder einen trockenen Schlafplatz brauchte, suchte der Wanderer durch Deutschland die Hilfe von Menschen. Denn anders als der Bäckermeister Rüdiger Nehberg, der populäre »Überlebenskünstler«, mochte sich Holzach nicht von totgefahrenen Kröten ernähren. Anders als Nehberg hatte er bei seinem Gratis-Marsch auch keinen Presse-Tross im Schlepp. Denn Michael Holzach war auch vor dem Journalismus, vor seinem eigenen Beruf, weggelaufen, als er sich im Frühjahr 1980 auf den Weg machte: »Wen interessieren schon Holzminden oder Heppenheim oder Bergisch-Gladbach, fragte ich mich, die interessieren vor allem mich selbst, denn da war ich mal zuhause. Und unterwegs wollte ich den Menschen, über die ich früher schmarotzend Artikel geschrieben hatte, nicht als jemand begegnen, der ein Informationsbedürfnis hat, sondern Hunger ... « Aber dann hatte Holzach doch Kugelschreiber und Minox im Rucksack.

Charlotte lebt noch

Im jüdischen Museum von Amsterdam wird das Leben von Charlotte Salomon aufbewahrt. Sie selbst hat es festgehalten. In den letzten beiden Jahren vor ihrem Abtransport nach Auschwitz malte sie gegen den Tod an: Mit 1.325 Gouachen, Szenen ihrer Biografie, ihrer Träume und Sehnsüchte, wehrt sie sich gegen die Massenmorde der Nazis und gegen die Bedrohung durch zu oft erlebten Selbstmord in der eigenen Familie. In Holland kennt und liebt man Charlotte. Ein Film von Frans Weisz, der dort vor einigen Wochen angelaufen ist, machte sie fast so bekannt wie Anne Frank. In der Bundesrepublik, wo es Gerichtsverhandlungen um die Echtheit von Anne Franks Tagebuch gegeben hat, blieben Charlotte Salomons Arbeiten, die zwischen 1940 und 1942 entstanden bis heute so gut wie unbekannt.

Bücher: Die Mauer nicht als Brett vorm Kopf von Günter Gaus

Knapp zehn Jahre nach »Lenz«, (fast ein Kultbuch der Studentenbewegung.) erscheint jetzt wieder eine längere Erzählung von Peter Schneider: »Der Mauerspringer«Günter Gaus, von 1974 bis 1980 Bonns Ständiger Vertreter in der DDR, stellt Peter Schneiders Beobachtungen, Gespräche und Geschichten aus den beiden Berlins vor

KONKRET Lese-Tips

Ein Schuß im Zentrum von Günter Amendt

Kröten, die keiner sehen soll von Martin Buchholz

Mißgebildete Kröten aus einem Steinbruch In Baden-Württemberg. Sind sie nukleare Strahlenmonster? Die Verkrüppelugen sind typisch. Das große Bild zeigt eine Wechselkröte mit drei Vorderbeinen. Bei anderen fehlen die Beine ganz, sind völlig verdreht angewachsen oder nur als Stummel verbunden. Ähnliche Mißbildungen bei Kröten wurden bei Strahlen-Versuchen in Hiroshima festgestellt. Für die Regierung ist das jedoch kein Grund zur Beunruhigung.

Wissenschaft

Geheim im III. Reich von Hark Bohm

Ausgerechnet der »Holocaust«-Regisseur Marvin Chomsky verfilmt die Tagebücher von Hitlers Architekt und Rüstungsminister Albert Speer. Gedreht wird mit internationaler Starbesetzung am Original-»Schau«-platz München. (Elke Sommer spielt Magda Goebbels) »Inside the Third Reich« ist der Titel des Speer-Films, der noch in diesem Jahr in den USA als Fernseh-Serie laufen soll. Der Hamburger Regisseur Hark Bohm hat Chomsky und sein Team in München besucht

Styx-tönende Hamburger von Tom Hospelt

Die amerikanische Rockband Styx (ihr neuestes Album hat eine Welt-Auflage von vier Millionen) verkauft pro LP in den Ländern Skandinaviens 20.000 Stück. In der Bundesrepublik wird jede Styx-Platte rund 250.000 mal abgesetzt. In der BRD wurden auch mehr Big Macs gegessen als in Schweden. Da gibt es einen ganz einfachen Zusammenhang.

Musik von Sabine Bredy

Fast jede Zeitschrift, die kein Musikfachblatt ist, hat ihre notwendig-üble Musikseite. Meist wird da versucht, durch eine möglichst breite Platten-Palette »jeden« zufriedenzustellen.

Fernsehen von Hermann Peter Piwitt

Brief an Mrs. E. Ewing in Dallas

Der Regisseur als Kriegsheld von Wolf Donner

Film oder Tod - »Fitzcarraldo« oder sterben. Oder beides. Kaum ein Film hat, lange bevor er in die Kinos kam, soviel Wirbel verursacht wie Werner Herzogs Urwald-Oper. Sogar tödliche Unfälle bei den Dreharbeiten werden werbewirksam

annonciert. Am 5. März läuft »Fitzcarraldo« an

Interview mit Werner Herzog von Werner Herzog

Film von Wolf Donner

Markt

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 03/82, S. 4

Manfred Bissinger

Vorwort

Wir haben 1968 das Ende der Nachkriegszeit erlebt, erleben wir nun das Ende der Bundesrepublik? In ihrem 33. Jahr ist sie dabei, endgültig den Anspruch fallenzulassen, ein Rechtsstaat zu sein. Die Institutionen beuten die Bürger schamlos aus. Es läßt sich nicht länger verbergen:

Die Parteien haben sich für gebündeltes Bares den Spendern erkenntlich gezeigt, dafür nach Belieben Gesetze manipuliert und Milliarden Steuergelder in die Kassen der Großindustrie zurück geschoben.

Die Gewerkschaften haben längst vergessen, für wen sie stehen. Solidarisch sind die Arbeiter-Bosse vor allem mit ihrem eigenen Konto. Wie sollten Vetter und sein Pfeiffer (von Neue Heimat- und Volkswagen-Aufsichtsrat Loderer nicht zu reden) ihre Gewerkschaftsgenossen vor Mieterhöhungen schützen, wenn sie selbst Vermieter sind.

Daß unsere Justiz, die es noch nicht einmal fertig gebracht hat, ihre eigenen Blutrichter zur Rechenschaft zu ziehen, Recht wie rechts dekliniert, daran haben wir uns seit langem gewöhnt. Ob es um Baugenehmigungen für Kernkraftwerke geht, vervielfältigte Haftbefehle gegen Demonstranten oder die Bestätigung von Berufsverboten gegen Briefträger - sie funktioniert. Und es wird auf die deutsche Justiz Verlaß sein, wenn der Geldwäscher und Bundesminister Otto Graf Lambsdorff wider Erwarten doch noch vor Gericht auftauchen sollte.

Der Chronik der traurigen Ereignisse haben wir einen weiteren Skandal hinzuzufügen. Es war wohl dem Rest meines Vertrauens in den »freiesten Staat, den es je auf deutschen Boden gab« (so der von mir gewählte Bundeskanzler) zuzuschreiben, daß ich die Geschichte zuerst nicht glauben mochte. Da erzählt ein konservativer deutscher Beamter mit ruhiger Stimme von Rechtsbrüchen, die er im Auftrag eines Verfassungsorgans begangen hat.

Der Mann heißt Dr. Hans Langemann, ist jetzt Ministerialdirigent unter Franz Josef Strauß und war 13 Jahre lang beim Bundesnachrichtendienst (BND). Es muß wohl ein Mangel an Rechtsbewußtsein gewesen sein, daß er dem Journalisten (und früheren Oberkommissars des Bundeskriminalamts) Frank P. Heigl auf Band sprach wie BND-Agenten ihre Aufträge erledigten. Obwohl ich weiß, daß Heigl die Technik der Vernehinung gelernt hat, fand ich es nötig, die Authentizität der freimütigen Geständnise zu überprüfen. Unser Kollege Jürgen Saupe, der für KONKRET die Dokumente gesichtet und die Bänder gehört hat, traf mit Heigl im feinen Münchner Hotel »Bayerischer Hof« Herrn Langemann. Die Hauptfigur der »Operation Eva« erschien standesgemäß: Der Doktor aus dem Innenministerium kam durch die Seitentür. Für Sicherheit war gesorgt. Während die drei Herren zur Sache kamen, streiften Caspar Weinberger und Hans Apel mit ihren Bodyguards durch die Hotelhalle.

Wenn die Waffenbrüder genau hingehört hätten, wüßten sie mehr über deutsch-amerikanische Freundschaft. So zum Beispiel, wie der BND in Washington die Vergangenheit des damaligen Bundeskanzlers Kurt Georg Kiesinger entnazifiziert hat.

Wie Langemanns Dienstherr Franz Josef Strauß auf die Enthüllungen reagieren wird, hängt sicher davon ab, ob ihm seine Rolle darin zusagt.

Wir haben Langemanns Erzählungen im neuen Teil »KONKRET-Extra« abgedruckt (Seite 55. Zum Rausnehmen). Dort sollen jeden Monat ausführliche Dokumentationen erscheinen. Für April, also unsere nächste Nummer, kann ich Ihnen schon jetzt ein interessantes Extra versprechen, Herr Strauß.

Von den Amerikanern, auf die wir so gar nicht gut zu sprechen sind, unterscheidet uns, daß einige Zeitungen dort in Skandalen nicht klein beigeben. Womit wir bei einem weiteren Thema dieses Heftes sind: EI Salvador, wo die Schutzmacht USA ein neues Vietnam schafft (Seite 40). Die Fotos hat eine Amerikanerin gemacht, Susan Meiselas, den Bericht Kai Hermann geschrieben. Wir haben lange gezögert, diese Bilder des Grauens zu drucken. Es mag vielleicht unangemessen erscheinen, wenn ein Deutscher das schreibt. Mir aber haben sich gerade die erst *nach* dem deutschen Zusammenbruch veröffentlichten Film-Dokumente von Auschwitz eingeprägt. Oft habe ich mich gefragt, ob eine weltweite Verbreitung dem Morden ein schnelleres Ende gesetzt hätte. Auf unsere Frage, wie sie selbst zu ihren Fotos steht, sagt Susan Meiselas: »Es ist nebensächlich, ob Fotografie etwas verändern kann, wichtig ist, daß die Fotografie zeigt, daß sich die Welt verändern muß.«

Da können sich die Nachfahren des Dritten Reiches nicht heraushalten. Wir dürfen nicht zulassen, daß sich Politiker, wie CDU-Generalsekretär Heiner Geißler mit den Diktatoren gegen die Opfer verbünden. Der Christdemokrat stellt seinem Parteifreund aus Salvador, dem Präsidenten Duarte, einen Persilschein aus: »Er ist menschlich, christlich und ein Freund der Armen.«

Der Mann, der organisierten Mord in Salvador jederzeit beenden könnte, aber nicht daran denkt, wird im Juni Bonn besuchen. Nicht weil er so gern nach Germany kommen wollte, sondern weil der Bonner Regierungschef nachdrücklich darum gebeten hat. Wenn Helmut Schmidt dann noch Kanzler ist, wird er den Amerikanern bieten können, was sie sich von ihren liebsten Verbündeten erwarten - einen Polizeistaat. Soviel ist jetzt schon sicher, Hunderttausende werden Reagan in Bonn sehen wollen. Der Polizei wird es schwerfallen, die Politiker vor einer Begegnung mit den Bürgern dieses ihres Landes zu bewahren. Der deutschen Mauschelzentrale wird es guttun, einmal instandpolitisiert zu werden.

Die Organisatoren solcher Demonstrationen sind nicht nur außerparlainentarische Opposition. Grüne und Alternative sitzen bereits in drei Landesparlamenten. Ob sie mitmauscheln, steht auf Seite 12. Norbert Klugmann und Dirk Reinartz (Fotos) waren in Berlin, Bremen und Stuttgart.

Bei der Aufzählung der Gruppen, die die Bürger ausbeuten, habe ich beinahe eine vergessen: die Ärzte. Einer besonderen Spezies von ihnen hat sich Sabine Rosenbladt angenähert - den Frauenärzten (Seite 26). Was wir auf diesen Bericht hören werden, weiß ich schon jetzt. Es sei unfair, als Frau in die Praxis zu kommen und als Journalistin zu gehen. Doch darin besteht die klassische Reportage, Erlebtes aufzuschreiben. Die Ärzte, die überwiegend unter der Gürtellinie arbeiten, pflegen nicht ihre Praktiken auf Pressekonferenzen bekanntzugeben. Was Sabine Rosenbladt erlebt hat, das mußte jede Frau schon einmal am eigenen Leibe erfahren - das Geschäft mit der Angst vorm Krebs, der Angst vorm Sex, der Angst vorm Kind.

Wer nach dem Konzept des neuen KONKRET fragt, hat jetzt schon vier Antworten bekommen. Konkretes ist eben nicht abstrakt zu beschreiben. Wir machen Journalismus, der nachfragt und nicht nachplappert. Das macht mehr Arbeit und weniger Freunde, aber insgesamt mehr Freude. Mit »Stern« (234 Redakteure) und »Spiegel« (250 Redakteure) wollen wir uns nicht vergleichen. Wir sind nur wenige:

Gestaltet hat das neue KONKRET Dietmar Suchalla (Seite 1 bis 124), der bei Willy Fleckhaus in die Schule ging. Zur Redaktion gehört Martin Buchholz, der in diesem Heft über Strahlen-Monster aus Baden-Württemberg, fünfbeinige Kröten berichtet (Seite 100). Aus dem bisherigen KONKRET kennen Sie schon Ingrid Klein, die für die Sonderteile zuständig ist, Werner Heine, der sich um die Politik kümmert, und Hartmut Schulze, der jetzt, nach einem Jahr Abwesenheit, wieder Kultur ins Blatt bringt.

Die Bildredaktion und Fotografen betreut Hannelore Heinrichs. Das Redaktionssekretariat ist bei Hanne Spiering in guten Händen. Auch eine Hospitantin gehört zum Team: Sabine Bredy schreibt über derbe Musik (Seite 111).

Die vertrauten Autoren sind geblieben, Peggy Parnass, die ich niemandem vorstellen muß. Hermann Peter Piwitt schreibt regelmäßig übers Fernsehen. Diesmal erklärt er Miss Ellie aus Dallas, was alles an Gemeinheit um sie herum vorgeht, ihr von der Familie aber verschwiegen wird (Seite 112).

Günter Amendt war für uns in Zürich. Sein Thema: Drogen (Seite 90). Otto Köhlers »Häßlicher Deutscher« ist diesmal Eberhard von Brauchitsch, der sich an seinen Parteispenden verdient gemacht hat (Seite 23).

Besonders Spaß macht mir, daß Gerhard Seyfried versprochen hat, in jedem Heft mit von der Partie zu sein. Diesmal auf Seite 24, in Farbe.

Ober Film schreibt Wolf Donner, früher mal Leiter der Berliner Filmfestspiele. Auf Seite 114 interviewt er Werner Herzog, dessen Film »Fitzcarraldo« weltweit Negativ-Schlagzeilen gemacht hat. Ein typisch deutsches Unternehmen: Eine Sache um ihrer selbst willen durchzusetzen.

Der Filmregisseur Hark Bohm (»Moritz, lieber Moritz«) liebt die Abwechselung. In Faßbinders »Lilli Marleen« spielte er eine der Hauptrollen und wurde in den USA dafür Prämiert. In KONKRET schreibt Bohm über den »Holocaust«Regisseur Marvin Chomsky, der in München die Tagebücher von Hitlers Architekt und Rüstungsminister Albert Speer verfilmte (Seite 104).

Und dann sind da noch zwei Gäste, über die ich mich besonders freue. Günter Gaus, Bonns erster Ständiger Vertreter in der DDR. Auf Seite 88 beweist der Staatssekretär, daß er Journalist geblieben ist. Hans-Ulrich Klose hat uns eine Anmerkung zu dem leidigen Thema Polen / Türkei / Salvador geschrieben (Seite10).

Sicher vermissen Sie einen Namen: Hermann L. Gremliza. Den finden Sie, wie gewohnt, gleich zweimal im Heft, Herr Sommer. Sein Kommentar steht auf Seite 8. Und sein Beitrag zur Theo-Logie, Gremliza's Express, auf Seite 122.

Das neue KONKRET-Konzept? Ob's eine linke Illustrierte geworden ist, müssen Sie selbst entscheiden. Lesen Sie doch einfach mal.

Konkret 03/82, S. 7

An Konkret

Goodbye and hello

KONKRET Intern 2/82

Eine linke Illustrierte: Das ist doch etwas, was niemand der Bundesrepublik zutraut; das wäre toll für dieses Land.

MARTIN WALSER

ÜBERLINGEN

... bin ich gespannt, ob Ihr es schaffen werdet, die wirkliche Bewegung auszudrücken und zu verstärken, die hier was ändern kann. Mir scheint, da kommt jetzt mehr denn je zusammen. Die linken Fäden sind natürlich drin, doch ist »links gegen rechts« diesmal nicht das Strickmuster. Da Euch das linke Image sowieso nicht verloren geht - laßt es nicht Eure erste Sorge sein.

RUDOLF BAHRO

BREMEN

Die in Bonn regierende Sozialdemokratie weigert sich nicht nur, ihr eigenes Programm und ihre Beschlüsse zur Kenntnis zu nehmen. Sie verstößt vielmehr beharrlich dagegen und beschränkt sich auf inhaltsleere Machtausübung zum Zwecke der bloßen Machterhaltung. Demokraten denen es um Frieden, gesellschaftliche Veränderung oder Umwelt geht, haben zu erwarten, als Alibi mißbraucht zu werden.

Wir brauchen die Entwicklung politischer Alternativen. Da kann KONKRET mit Informationen, Reportagen, Meinungen helfen.

KARL-HEINZ HANSEN

MDB, BONN

Ich gehöre zu den ganz alten KONKRET-Sympathisanten und habe Euer Blatt schon so, wie es bisher war, gemocht. Nun soll es also noch besser werden. Wenn es nicht schlechter wird, bleibe ich dabei.

HEINRICH HANNOVER

BREMEN

Mir war Größe und Information des bisherigen KONKRET, das ich seit Ulrike Meinhof beziehe, groß genug. Hoffentlich geht die Fahrt nicht dann dahin, wo alle »vergrößerten« Blätter gelandet sind, nämlich auf die Gegenseite. Man wird sehen.

THEODOR KLÜBER

SARNEN (SCHWEIZ)

Ihr habt jahrelang eine der wenigen linken Zeitschriften gemacht und verbreitert jetzt glücklicherweise den Ansprechkreis. Das bedeutet doch die Bereitschaft, auch für falsch eingeschätzte »linke« Politikbeiträge mit ins Forum zu nehmen, oder? Das fände ich wichtig.

INGO ZANDER

KERPEN-HORREN

Ab in den Kreml

KONKRET- Titel 2/82: »Bis uns der Traum Sühne lacht« - Hermann L. Gremliza zu Polen

Gremliza soll zu Leonid in den Kreml fahren und ihm erzählen, daß »das Neue nicht geboren werden kann« und daß die SU das »kleinere Übel« sei. (Mit diesem Spruch gehen wohl alle Sozialdemokraten hausieren.) Na, der Leonid wird ihm

'was erzählen, denn der ist der festen Überzeugung, daß er und die Partei als Kopf der Arbeiterklasse seit 1961 den Kommunismus aufbauen. Und wenn dann G. zurückkommt und sich nicht nach Bad Godesberg verirren sollte, dann können wir weiterreden.

J. BALTPUTNIS

HAMBURG

Den Ostblock in seiner ganzen Pracht davor in Schutz zu nehmen, daß er so dumm war, sich bei den, ach so bösen, kapitalistischen Banken in Milliardenhöhe zu verschulden, und somit - unter der Hand - die These aufzustellen, der Westen sei am Chaos in den östlichen Volkswirtschaften schuld: Solche Sprüche sollten doch besser in einem theoretischen Organ von Vertretern des »realen« Sozialismus publiziert werden. Nicht aber in einer Zeitschrift, in der - so dachte ich bis jetzt - ein breites linkes Spektrum seinen Platz hat.

JÖRN DIEKMANN

BERLIN

Darin ist Gremliza voll zuzustimmen: Wenn wir die Ereignisse in Polen zum Anlaß nehmen, die Reihen derer zu schwächen, die an den morschen Fundamenten des Alten zu rütteln beginnen, stützen wir mit der Neuformierung des Alten auch die Deformierung des Neuen.

HANS GERD PRODOEHL

MARBURG

Treibende Kraft

KONKRET 2/82: »Baumeister mit Tradition« - Erich Fried fragt, ob der baden-württembergische Ministerialdirektor Paul Werner, der Stammheim baute, mit dem Paul Werner identisch ist, der die Gaskammer im Nazi-Zuchthaus Brandenburg einrichtete

Paul Werner war die treibende Kraft bei der Lancierung, Formulierung und (versuchten) Durchsetzung des »Gesetzes zur Behandlung Gemeinschaftsfremder«. Zugleich lag ihm die Betreuung und experimentelle »kriminalbiologische« Auswertung des Jugend-KZs in Moringen besonders am Herzen. Wenn auch ersteres vielleicht von der bundesdeutschen Öffentlichkeit nach 1945 nicht gewußt werden konnte, weil es sich weitgehend nur in den Akten niederschlug, so hat Werners Engagement für das Jugend-KZ Moringen publizistischen Niederschlag gefunden. Sein Aufsatz »Die Einweisung in die polizeilichen Jugendschutzlager« erschien in Berlin 1944 in einer hochoffiziösen Schrift »Zum neuen Jugendrecht«. Überflüssig zu erwähnen, daß im Umfeld der »Gemeinschaftsfremden-Gesetz-Diskussion« reichlich Nachkriegsprominenz auftaucht.

DR. DETLEV PEUKERT

ESSEN

Als ebenfalls Überlebender (erstmals 1935 aus der Polizei gefeuert; zum zweiten Mal unter Kiesinger und Filbinger 1966 aus der baden-württembergischen Kriminalpolizei möchte ich folgende Hinweise geben: Ein Werner gehörte zu den Kriminalisten, die den Reichstagsbrand dem van der Lubbe und den Kommunisten anhängten. Der Reichstagsbrand-Mitlügner Werner wurde dann Karrierist. Er spielte eine Rolle beim Kriegsgerichtsprozeß gegen den Generalobersten und Oberbefehlshaber des Heeres, Werner von Fritsch, am 10. März 1938. Damals war Paul Werner schon Stellvertreter des SS-Kripochefs Arthur Nebe. Nebe war krank und Heydrich schickte den Paul Werner als Gutachter (Homosexualität) zum Kriegsgericht.

Während Nebe 1941 Chef eines Einsatzkommandos war, vertrat ihn Paul Werner beim RSHA (Reichssicherheitshauptamt) in Berlin. Auf Veranlassung Werners kam Nebe von seinem Massenmörderposten frei.

Es ist eine Schande, zu welch hohen Rängen übelste NS-Schergen und Holocaustis nach 1945 in der Polizei, der Kripo und den Geheimdiensten kamen.

SEPP BERANEK

KRIMINALKOMMISSAR I.R.,

SELB

Konkret 03/82, S. 8

Hermann L. Gremliza

Gemeine Wirtschaft

Einerseits ist Albert Vietor ein Ganove. Andererseits ist er Träger des Bundesverdienstkreuzes. So hat sich der Vorstandsvorsitzende des gewerkschaftseigenen Baukonzerns Neue Heimat um die Bundesrepublik doppelt verdient gemacht.

Apropos Vietor erfährt eine Bevölkerung, wo sie lebt, und selbst ein so gnadenloser Liberaler wie Rudolf Augstein entdeckt, was ihm für immer verschlossen schien: auf weniger als einer »Spiegel«-Seite schaut er »die häßlichsten Züge des Kapitalismus«, einen »kapitalistischen Konzern«, »tüchtige Kapitalisten«, »kapitalistische Aktien« und eine »kapitalistische Gesellschaft«. Avanti popolo!

Über nacht gibt es das wieder, den Moloch Kapital, seine unersättliche Gier nach Profit, und auch das Proletariat, die arme aber ehrliche Arbeit. Nie, seit sie ihre Juden denunziert haben, war die Gelegenheit so günstig, dem verdrängten Klassenhaß die Luft abzulassen. Der »Spiegel«-Leser C. Schmeck aus Essen hat, was er sollte, verstanden: »Jetzt weiß man endlich, wo die wahren Ausbeuter der Arbeiterklasse sitzen. «

Es ist ein Festival der Intriganten. Die Schreibstifte des Kapitals, die der Arbeiterbewegung Lust am herrschenden System gemacht haben, bis die Funktionäre der Gewerkschaften dem Personal ihrer Sozialpartner glichen wie der Pensionär seinem Dackel, reklamieren nun Charakter und Bewußtsein der Klasse. Das Tribunal der Spesenritter und Spendengrafen halt furchtbare Musterung.

Wie lautet die Anklage? Albert Vietor und seine Kumpel haben ein wenig übertrieben, sie haben so hingelangt, wie es ein erblicher Generaldirektor anstandshalber vielleicht gerade nicht mehr getan hätte. Halt ein bißchen prolo, würde Pappis Jüngster sagen. Wer die Million nicht ehrt, indem er gegebenenfalls auch mal seine Finger davon läßt, ist die Milliarde nicht wert. Hier wird anständig ausgebeutet!

Soll in diesem Fall von Moral die Rede sein, so haben zunächst die Missionare der Sozialpartnerschaft das Maul zu halten. Noch sauerlicher als deren Einpörung aber riecht die plötzliche Rechtschaffenheit jener Arbeiterführer, die ihren König Albert nun gar nicht mehr kennen: jenes DGB-Vorsitzenden Heinz Vetter, der von allem 0 Ahnung gehabt haben will; jenes vormaligen Oberhaupts der Lehrergewerkschaft, den Vietor gerade ohne Ansehen der Qualifikation mit einem 280.000 Mark-Job bedacht hatte und der hastenichtgesehen - in einer Rolle, für die er auch nicht taugt - den Pere noble spielt, Schufterle als ganz alter Attinghausen; jenes Dummdödings, dessen markiges Urteil über Vietor klingt wie das Aufstoßen nach überreichlichem Genuß eines Kalten Buffets beim Neujahrsempfang der Neuen Heimat.

Wenn Bonzen Bonzen Bonzen nennen, wenn die Alten geopfert werden, damit alles beim Alten bleibt, läßt sich die Moral wegen Unpäßlichkeit entschuldigen. Denn so hätten sie's zu gern: der Fall Vietor als Verfehlung einzelner Gewerkschaftsfunktionäre, als Seifenoper über das Thema »So ist der Mensch«. Daher die Galanterie, mit der die Bürgerpresse - nach dem ersten Schock - Vietors Mitwisser aus dem DGB-Vorstand behandelt und die »großen Verdienste der deutschen Gewerkschaften um den Aufbau des demokratischen Staats« besingt. Sie wissen zu gut, was sie an der Spezies Vietor haben. Gewiß, sie wollen auch diese Gewerkschaften kleinkriegen, aber eines wollen sie ganz bestimmt nicht: andere.

Deshalb wird unter all den Enthüllungen, die uns noch bevorstehen, diese nicht sein: Albert Vietor als das Godesberger Programm mit Chauffeur, die zum System ihrer Ausbeuter bekehrte Arbeiterklasse, die Integration ihrer Stellvertreter in die gemeine Marktwirtschaft und deren »Sachzwang«- wer nicht frißt, wird gefressen. Den Widerstand des charakterstarken Einzelnen, der mit der Meute jagt und seine Beute den Gejagten verfüttert, mag es wohl geben - als Programm fürs ganze Rudel ist er ein schlechter Scherz. Der solidarische, bescheidene, altruistische, klassenbewußte Generaldirektor einer Gewerkschaftsbank ist ein Tier, das nur im sozialdemokratischen Märchenbuch vorkommt.

Dem ökonomischen Prinzip ist das politische System angemessen: die Stellvertreter-Herrschaft, auch repräsentative Demokratie, von einem ihrer frühesten Theoretiker, dem Engländer Walter Bagehot, schon vor hundert Jahren so böse wie präzise »government by corruption« genannt. Es basiert auf der einfachen buchhalterischen Erkenntnis, daß zwar nicht das gesamte Proletariat durch die Verteilung der Profite befriedigt werden kann, daß aber wohl genügend Mittel zur Verfügung stehen, seinen gewählten Vertretern das Leben lebenswert zu machen.

Dazu bedurfte es freilich der Durchsetzung des »unabhängigen Mandats«, der Befreiung des Vertreters von dein Zwang, dem Willen der Vertretenen zu gehorchen. War das erst geschafft, dann würden die Vertreter schon ein Einsehen und die Vertretenen das Nachsehen haben. Und so ist seit den Anfängen bürgerlicher Demokratie ein riesiges Heer von Ideologen damit befaßt, die Unmöglichkeit, ja Unmenschlichkeit von Demokratie, von Volksherrschaft, zu »beweisen« .

»Der Parlamentarismus ist die Kasernierung der politischen Prostitution.« Auch ohne das Pathos von Karl Kraus: Warum sollten die Vertreter eines abstrakten, von seinen konkreten Willensäußerungen entkleideten »Volks« dieses anders vertreten als ein Vertreter von Kartonagen seine Pappe: nach Marktlage und Provision? Mandat ist auch Ware, Gewissen Aktie, Diäten sind die Dividende. Bevor ich vergeß Ihnen zu erzählen: Der Papst ist der Vertreter Gottes auf Erden.

Der vom Auftrag seiner Basis feierlich entbundene, nur seinem »Gewissen« verpflichtete Mandatsträger wurde ein ebenso einsichtiges wie einnehmendes Wesen. Umso einsichtiger und einnehmender, wenn das Mandat Grundlage einer besseren Existenz war. Also begann auch und gerade der Vertreter der Arbeiterklasse, das repräsentative Prinzip zu rühmen. Und die Basis willigte ein, teils aus blindem Vertrauen auf den ehrlichen Genossen, der doch einst auch von Tür zu Tür gegangen war, um die Beiträge zu kassieren, teils aus der Furcht der Minderheit, die das klassenbewußte Proletariat stets war, vor plebiszitären Exzessen einer feindlichen Mehrheit.

Godesberg hieß das Städtchen, wo dieses Amalgam aus Provision, Naivität und Furcht seine wunderbare Wandlung erfuhr. Gehe hin und heiße fortan: die Versöhnung der deutschen Arbeiterklasse mit dem Staat.

Über Erfolg und Mißerfolg der Godesberger Schlaumeier-Strategie ein andermal wieder - eines war und ist Godesberg gewiß: die Magna Charta des Filzes, der sozialdemokratischen Variante der feineren, bürgerlichen Beziehungsgeflechte zwischen politischen und geschäftlichen, öffentlichen und privaten Interessen. Daß dies, wenn es in der ersten Generation betrieben wird, kleinkarierter und grobschlächtiger ausfällt, daß es auch leichter zu »enthüllen« ist von denen, die, Godesberg zum Hohn, wirklich herrschen, und daß es, enthüllt, die Wut der Massen weit mehr erregt als die vergleichbare Usance derer, die es von ihren Vätern haben, zeigt der Fall Leisler Kiep.

Ein Trost ist das nicht. Die Gefahr, daß die von ihren Vertretern entnervten Vertretenen zu rechten oder rechtsradikalen Saubermännern überlaufen, ist groß, die Chance einer Erneuerung der Sozialdemokratie (als Partei und als Gewerkschaft) gering - denn es geht nicht um den Austausch von ein paar Funktionären, es ginge um die Revision eines 25 Jahre alten Programms und einer drei mal so alten Praxis. Ja, wenn sie einer zwänge... Wenn die Grünen und Alternativen ihrem Bekenntnis zum imperativen Mandat (anders als in Bremen und Stuttgart) treu blieben und den Klassencharakter auch der ökologischen Konflikte begriffen... Oder wenn sich, dem Aufruf von Hansen und Coppik folgend, die Sozialisten außerhalb und innerhalb der SPD zusammenrauften...

Dann hätte Albert Vietor sich dreifach verdient gemacht.

Konkret 03/82, S. 10

Nachrichten

Hase und Igel

Im Süden Hamburgs, gleich neben Buxtehude, haben Bewohner der beiden malerischen Elbdörfer Moorburg und Francop-Ost ausgeheckt, wie Bürger sich besser gegen abräumwütige Stadtväter schützen können. Beide Dörfer sollen nach Beschluß des Hamburger Senats und der Bürgerschaft der Hafenindustrie weichen. Das Gelände wird von der Stadt aufgekauft und soll in den nächsten Jahren mit schwermetallhaltigem Schlamm aus der Elbe aufgespült werden. Das Widerstands-Modell funktioniert nach dem Vorbild des Wettlaufs zwischen Hase und Igel: Bürger kauften sich mitten in Moorburg ein Haus für 330.000 Mark. Die neuen Besitzer organisierten sich dazu in einer Gesellschaft bürgerlichen Rechts (BGB-Gesellschaft). Jeder, der dieser Gesellschaft beitritt ' zahlt 500 Mark Einlage für den Kaufpreis und wird durch vier Treuhänder von Folgekosten freigestellt.

Bisher gibt es 350 Gesellschafter, darunter 80 Juristen. Die BGB-Gesellschaft hat keinen Vorstand, alle Gesellschafter können nur gemeinsam rechtlich handeln. Wenn die Stadt Hamburg das Haus enteignen will, muß sie nach dem Bundesbaugesetz einen gemeinsamen Vertreter unter den Bruchteilseigentümern suchen. Dieser kann nur nach gemeinsamer Abstimmung aller Anteilseigner benannt werden. Können die Gesellschafter sich nicht einigen, was zu befürchten ist, kann das Vormundschaftsgericht einen Vertreter benennen. Dazu muß aber wieder jeder Gesellschafter gehört werden - bei Hunderten von Besitzern, die oft und gerne reisen, eine mühselige Sache. Dann wird auch passieren, daß der eine oder andere Gesellschafter keine Lust mehr hat, sich mit dem Senat auseinanderzusetzen. Schon tritt ein anderer an seine Stelle, oder zwei oder zehn. Die Gesellschaft ist beliebig zu erweitern.

»Warum nicht 6.600 Eigentümer?« fragt sich ein Miterfinder des Modells, denn» eine Volksaktie zu 50 Mark ist doch auch eine anerkannt gute Sache«. Sollte wider Erwarten das Verfahren irgendwann beginnen, dann folgen viele Widerspruchsmöglichkeiten in verschiedenen Instanzen, allein das Planfeststellungsverfahren hat zwei. Bis zum Ende dieses Jahrhunderts ist jedenfalls ein rechtskräftiger Abschluß nicht in Sicht.

Die Moorburger Igel suchen noch Mit-Läufer. Per Adresse: Renate Sikorski, Moorburger Elbdeich 271, 2100 Hamburg 90, Tel.: 040/740 15 65

Gewerkschaftsdemokratie

Zum Gewerkschaftstag im Mai hat der DGB-Vorstand vorab eine Tabelle veröffentlicht, aus der hervorgeht, wer im 26-köpfigen Bundesvorstand sitzt, wie alt er ist und wie lange er schon dabei ist. Dann folgt die Spalte »Mitglied des Bundesvorstands voraussichtlich bis« und »verbleibende Dienstjahre« und wir lernen, daß alle gewählten Vorstandsmitglieder der Einzelgewerkschaften voraussichtlich bis zur Pensionsgrenze verbleiben: Heinz Kluncker noch sechs Jahre, Alfred Horne von der Gewerkschaft Kunst noch zehn Jahre, Günter Döding von der NGG noch zwölf. Dr. Dieter Wunder von der GEW bleibt bis zum Jahre 2001.

Warum wählen die eigentlich?

Berliner Steine wiegen schwerer

Der Staatsrechtler Uwe Wesel verglich die Strafen für Steinwerfer bei gewalttätigen Auseinandersetzungen auf der Straße. Während in London, Zürich oder Amsterdam Würfe gegen Polizisten ohne Treffer mit durchschnittlich zwei Monaten Haft bestraft werden, langen deutsche Richter kräftiger hin: Im Durchschnitt gibt es 12 Monate.

Deutschland, deine Richter

Der Hamburger Peter K. hatte vor einem Jahr bei einem Bremer Buchversandladen die »Piratensender-Broschüre« gekauft und mit einer Überweisung von 10 Mark plus Porto bezahlt. Als er jetzt, Anfang Februar, abends nach Hause kam, fand er seine Wohnung aufgebrochen und durchwühlt. Polizisten hatten einen Durchsuchungsbefehl des Amtsgerichts Bremen hinterlassen, aus dem hervorgeht, daß Peter K. wegen des Buchkaufs der Unterstützung des Piratensenders »Radio Zebra« bezichtigt wird. Die Durchsuchung habe der Auffindung von »Berichten und Schriften« und dem Nachweis des

»Bewußtseins der Illegalität« dienen sollen. Für sowas lassen Richter heute einbrechen.

Gelder für den Umsturz

Die Groß-Industrie will eine neue Macht am Rhein. Zur vertraulichen Kenntnisnahme zirkulieren Rundbriefe in den Chef-Etagen, vor allem in der chemischen Industrie. Kanzler Helmut Schmidt scheint den Managern nicht mehr Garant für ungestörtes Wirtschaften zu sein. Um den Wechsel alsbald zu verwirklichen, wird zum Sammeln geblasen. Trotz Spendenaffäre: Die Gelder für den Umsturzplan rollen bereits in die Kassen der Unionsparteien. Führende Sozialdemokraten haben Hinweise erhalten, daß in der chemischen Industrie der eingeleitete Countdown für die sozialliberale Koalition bereits mit der Niedersachsen-Wahl abgeschlossen werden soll. Andere Branchen-Herren sehen den Knackpunkt erst nach der Hessen-Wahl. Einig ist das »große Geld« darin, alles zu vermeiden, was diesen Trend noch umkehren könnte. So dürften sich die mit dem Beschäftigungspaket verbundenen Hoffnungen der Bonner Regierenden wohl kaum erfüllen. Es wird nicht mehr investiert, keine neuen Arbeitsplätze werden geschaffen. Da muß sich die FDP sputen, um den Anschluß nicht zu verlieren. Hans-Dietrich Genscher, die Nase immer im Wind, hat bereits vorsorglich die Schuldfrage geklärt: Wer das Beschäftigungsprogramm zerrede, schrieb er den Sozialdemokraten ins Stammbuch, »zerredet die Koalition«. Als ob da noch was zu zerreden wäre.

No Future in Europa

Die westeuropäische Friedensbewegung will versuchen, den Besuch von US-Präsident Reagan im Juni in Bonn (Nato-Gipfeltreffen) zu verhindern. Vor allem holländische Kriegsgegner haben die Parole ausgegeben: Kein Flughafen in Europa, auf dem dieser Mann landen könnte. Geplant sind gewaltlose Blockaden und Demonstrationen. In der Bundesrepublik wollen Friedensbewegung, Bürgerinitiative für den Umweltschutz und die Grünen Massendemonstrationen und Sit-ins organisieren. Mehr als 500.000 Demonstranten werden erwartet.

Versager des Monats

Die Bonner Regierungspartei SPD hat Personalsorgen. Akuter Anlaß: die Wahlen in Niedersachsen. Schon heute rechnen die Genossen, daß ihr Spitzenkandidat Karl Ravens nach der sicheren Wahlniederlage am 21. März »verbraucht« ist.

Nachfolger soll der glücklose Arbeitsminister Herbert Ehrenberg sein. Trotz zwei Millionen Arbeitslosen ist aus seinem Ministerium kein brauchbarer Vorschlag gekommen, um die Misere zu lindern. Ob die Genossen an der Leine allerdings Ehrenberg akzeptieren, ist offen. Hannoveraner Schnack über Ehrenberg: »Das ist doch der, von dem jeder weiß, daß ihn keiner kennt.«

Lieblos

Friedrich Wilhelm Räuker, CDU-Mitglied und Intendant des NDR, hat viel Zuneigung verloren. Seit der Wortlaut eines Telefonats mit seinem Referenten Lampe veröffentlicht wurde (PARDON Nr. 11/1981), in dem er sich unflätig über Gegner wie Mitstreiter im NDR äußerte, mögen seine Auftraggeber ihn nicht mehr so gut leiden. Nur die Kieler Landesregierung hält noch zu ihm. Hamburgs CDU und Niedersachsens Regierung suchen einen Anlaß - natürlich nach den Landtagswahlen -, um sich von Räuker zu trennen. Wahrscheinlichste Begründung: Krankheit durch Arbeitsüberlastung. Hamburger Unions-Politiker denken daran, mit dem geplanten Räuker-Abgang ein weiteres Personalproblem zu lösen. Ihr erfolgloser Landesvorsitzender und früherer NDR-Verwaltungsrat, Jürgen Echternach, der auch mit seinem Bundestags-Job nicht reüssiert, soll an die NDR-Spitze rücken. Echternach wird noch größere Rücksichtslosigkeit im Durchsetzen von CDU-Interessen in dem ehemals liberalen Sender nachgesagt.

Selber schuld

Zitat

»... ergibt sich eindeutig, daß es sich bei all den Maßnahmen zur Finanzierung der Regierungsparteien, angefangen von der Ausstellung von Gefälligkeitsquittungen, der Erhöhung von Mitgliedsbeiträgen für Wahlspenden, bis zur Gründung von Fördergesellschaften, um Vergehen gegen bestehende Gesetze handelt. Es ist mehr als erstaunlich, daß trotz dieser klaren

Rechtslage weder die Staatsanwaltschaften noch die Finanzbehörden durch Einleitung von Untersuchungen die notwendigen Konsequenzen aus diesen, die staatliche Ordnung gefährdenden Zuständen gezogen haben.«

Aus »Unternehmermillionen kaufen politische Macht«, Denkschrift des Vorstands der SPD, Bonn, 1954

Konkret 03/82, S. 11

Hans-Ulrich Klose

Solidarität

Nachrichten

Ich würde gern demonstrieren. Aber ich bin gespalten. Meine Sympathie gilt dem polnischen Volk, dem die Freiheit genommen worden ist, das aber seinen Mut zur Freiheit nie verloren hat. Solcher Mut verdient Bewunderung und Unterstützung. Solidarität mit Polen - ja!

Aber was ist das für eine Solidarität? Ist es wirklich die Solidarität der Freien mit den Unterdrückten, die der Satten mit den Hungernden?

Ware es so, wir hatten uns schon viel früher zu Wort melden und Solidarität Oben müssen. Zum Beispiel mit dem türkischen Volk, das unter einer Militärdiktatur leidet. Auch in der Türkei leben viele Menschen - mehr als in Polen - in bitterster Armut. Dort werden Gewerkschafter verhaftet, gefoltert und gefesselt vor Gericht gestellt. Solidarität mit der Türkei?

Etwas Schreckliches geschieht mit uns. Wir erleben, daß der Grundwert der Solidarität aufgespalten und politisch mißbraucht wird. Wir schicken Pakete noch Polen, wir demonstrieren gegen die Unterdrückung der Freiheit und finden es dennoch völlig in Ordnung, daß der deutsche Bundeskanzler und andere Politiker der »freien« Welt in einer von dem amerikanischen Präsidenten initiierten Fernseh-Show gemeinsam mit dem türkischen General Ulusu Freiheit für Polen fordern.

Ich verstehe das nicht. Das heißt. ich verstehe es nur zu gut. Es geht nicht um Polen und schon gar nicht um die eine ungeteilte Freiheit und Menschlichkeit. Es geht darum, das polnische Elend propagandistisch als politische Waffe im Ost-West-Konflikt zu benutzen.

Unterdrückung und Not, für die - wie in Polen - Kommunisten verantwortlich zeichnen, sind moralisch verwerflich. Unterdrückung und Not in den Ländern der Dritten Welt - in Lateinamerika, Afrika und Asien - lassen uns kalt, solang die Unterdrücker und Ausbeuter stramme Antikommunisten sind.

Und die Türkei? - ist ein Mitglied der Nato. Die dort regieren, dürfen mit uns Solidarität üben. Die dort regiert werden, haben keine Solidarität zu erwarten.

Konkret 03/82, S. 12

Norbert Klugmann

Paßt bloß auf!

Den etablierten Parteien wird schwarz vor Augen, wenn sie an die vier Landtagswahlen in diesem Jahr und ihre neuen Konkurrenten denken: Die Grünen und Alternativen. Die ersten Wahlen sind am 21. März in Niedersachsen. Zeit, um Bilanz zu ziehen, was bei grüner oder alternativer Parlamentspolitik in Bremen, Berlin und Stuttgart herausgekommen ist.

Da geht Jesus zum Pult!« - »Geht doch erst mal richtig arbeiten! « - Mit solchen Sprüchen begleiten Abgeordnete der SPD und der CDU in der Bremer Bürgerschaft die Auftritte ihrer grünen Kollegen. Es gibt auch Gönner, wie jenen Sozialdemokraten, der eine feurige Rede der Grünen Delphine Brox mit dem Lob bedachte: »Mädchen, das war nicht so gut wie Clara Zetkin, aber mach nur weiter so! «

Seit Kommunisten und Kommunistinnen, wie Clara Zetkin* eine war, Mitte der fünfziger Jahre mit Parteiverbot belegt und die rechtsradikale NPD Ende der sechziger Jahre von einer sich rechts radikalisierenden CDU/CSU geschluckt wurde, waren die drei staatl. gepr. Parteien CDU/CSU, SPD und FDP in den Parlamenten unter sich. 1982 aber scheint das Jahr einer neuen vierten Partei zu werden. Grüne und grün-alternative Listen haben gute Chancen, in die Landtage von Hessen und Niedersachsen sowie in die Hamburger Bürgerschaft einzuziehen. Entsprechend nervös reagieren die Etablierten: »Spinner«, »Naive«, »Verfassungsfeinde«, »Linksradikale«, kurzum »Chaoten« seien im Anmarsch.

'Unwohlsein aber auch bei der Linken, bei der außerparlamentarischen Basis, der das Wort des Wiener Schriftstellers Karl Kraus, der Parlamentarismus sei die Kasernierung der politischen Prostitution, auch dann viel bedeutet, wenn sie es gar nicht kennt. Mißtrauen gegenüber den Mechanismen repräsentativer Demokratie und Widerwillen gegenüber Taktik und Kompromiß bestimmen das Klima.

Da ist es wohl Zeit, sich einmal anzuschauen, was die neue Partei in den Parlamenten treibt, in denen sie schon sitzt: in der Bremer Bürgerschaft (seit Oktober 1979), im baden-württembergischen Landtag (seit März 1980) und im Abgeordnetenhaus von Westberlin (seit Mai 1981). Was sie will, was sie darf und nicht darf, kann und nicht kann, was aus den Parlamenten durch sie und mit ihr durch die Parlamente geworden ist.

BREMEN oder: qualifiziert motzen?

ie längste Parlamentserfahrung haben die (und wir mit den) Bremer Grünen. Vor zweieinhalb Jahren nahm die Bremer Grüne Liste (BGL), unterstützt damals noch von Rudi Dutschke, mit 5,1 Prozent knapp die Hürde. Der Sieg war noch nicht recht gefeiert, da gab's schon den ersten »Lernprozeß«: Die alleinregierende SPD und die CDU verweigerten en vier Grünen den Status einer Bürgerschaftsfraktion. Das hieß: den Grünen blieben, obwohl sie nun im Parlament waren, alle klassischen Parlamentsrechte versagt. Sie dürfen weder Anfragen stellen noch Anträge oder Gesetzentwürfe einbringen. Auch von den Bürgerschaftsausschüssen, die nach Fraktionsproporz besetzt werden, blieben die vier Grünen ausgesperrt. Sogar der schlichte Wunsch, in der Bürgerschaft dort zu sitzen, wo das Herz ihrer Wähler schlägt, wurde den Grünen verwehrt. Erst nach einem lautstarken Umzug auf die Zuschauertribüne bekam die neue Nicht-Fraktion Plätze zwischen SPD und FDP angewiesen.

Das stieselige Verhalten der staatstragenden Kollegen hatte auch ein Gutes: von den schlichteren (und schnellwirkenden) Formen politischer Korruption blieben die Neuen verschont. Sie mußten sich, im Gegenteil, subversiver Methoden bedienen., um wenigstens einen minimalen Informationsstand für ihre Arbeit zu erlangen. Dabei kam den beiden grünen Abgeordneten Olaf Dinné und Peter Willers ihre ehemalige Mitgliedschaft in der SPD zugute: Immer wieder stecken Ex-Genossen aus Verwaltung und SPD-Fraktion den beiden Dissidenten vertrauliche oder gar geheime Senatspapiere zu, bisweilen anonym in einem neutralen Deckblatt. So werden die Grünen oft genug in die Lage versetzt, Themen öffentlich zu machen, die weder Regierungsfraktion noch Opposition debattieren wollen - ob es nun die geplante Bebauung des Hollerlandes, die Ansiedelung von Daimler-Benz im Holter Feld oder der Senatsempfang für die Besatzung eines argentinischen Segelschulschiffes ist. Und manchmal stellen die vier Grünen sogar die Bürgerschaftsmehrheit, wenn auch auf Umwegen. Zwar werden Anträge, die eine(r) von ihnen stellt (als Fraktion können sie ja nicht), stets mit 4 zu 96 Stimmen abgelehnt, aber es gab Fälle, in denen die SPD nur aus Prinzip (keine Stimme für die Grünen) nein sagte und anschließend einen eigenen Antrag mit fast identischem Inhalt einbrachte. Auf diesem verschlungenen Pfad wurde Bremen zum ersten Bundesland, das die Verwendung des krebserzeugenden Asbest ächtete. Ein Sieg der »staatstragenden« SPD, ein Erfolg der »staatsfeindlichen« Grünen.

Aus dieser Rolle hätte die BGL noch viel mehr machen können, wäre sie nicht seit dem Sommer 1980 durch einen internen Streit fast paralysiert. Beim Einzug in die Bürgerschaft schien die gemeinsame Grundlage noch sicher: »Wenn wir auch parlamentarisch arbeiten wollen, konnte und durfte das nur eine Ergänzung zu unserer außerparlamentarischen Arbeit sein,

die weiterhin Vorrang haben mußte. Also: ökologische Politik im Parlament als Fortsetzung außerparlamentarischer Arbeit mit anderen Mitteln.« Doch diese Maxime, definiert vom grünen Abgeordneten Willers, trug nur wenige Monate. Als sich die grüne Basis entschloß, als linke Partei zum Bundestag zu kandidieren, traten Olaf Dinné und Delphine Brox aus der BGL aus (die beiden anderen Abgeordneten, Willers und Axel Adamietz, waren nie Mitglieder gewesen). Derart von der Basis abgenabelt, suchten Dinné und Brox nach neuem Zulauf. Statt um die »Chaoten«, denen sie ihr Mandat verdanken, warben die beiden nun um die »schweigende Mehrheit«. Dinné errechnete sich dabei sogar ein Wählerpotential von 40 Prozent: weg von den »Randgruppen«, hin zur »normalen Bevölkerung«.

Was das hieß, sollte sich im Bremer Ostertorviertel zeigen. Noch als Sozialdemokrat hatte Dinné sich bei der Rettung dieser Altstadt vor der Totalsanierung durch sozialdemokratische Betonlöwen verdient gemacht. Doch nun drehte er den Spieß ganz herum und unterstützte einen rabiaten Bürgerverein namens »Schutzgemeinschaft Ostertor«, der sich der Vertreibung ruhestörender »Chaoten« verschrieben hat. Dinnés Kollegin Delphine Brox bediente sich sogar der christdemokratischen Postwurf-Zeitung »Weser-Report«: »Der normale Bürger bezahlt mit seinen Steuern diejenigen, die ihm anschließend den Laden einschlagen, ihn ausplündern und sein Häuschen mit ekelhaften Parolen beschmieren. Für dieses Gesellschaftsmodell der SPD gibt es nur einen Namen: pervers.« Schöner hätten es NPD-Bubi von Thadden oder der »Bayernkurier« auch nicht sagen können.

Die grünen Bürgerschaftsabgeordneten, die keine Fraktion hatten bilden dürfen, zerfielen in zwei Fraktionen. Peter Willers distanzierte sich von Dinné und Brox und verlangte die Rückbesinnung auf die vier grünen Grundprinzipien »Ökologie, Basisdemokratie, Dezentralisierung und Gewaltfreiheit«. Doch dazu könnte es in Bremen schon zu spät sein. Zu tief ist das einstige Bündnis gespalten: in die Abgeordneten Dinné, Brox und deren nicht sehr zahlreiche Anhänger, in den Bremer Landesverband der Partei »Die Grünen«, der die Dinné-Linie heftig kritisiert, und in die Alternative Liste, deren Wahlergebnis 1979 weit hinter dem der BGL zurückgeblieben war, die sich aber jetzt neu formiert. Treten die Alternativen 1983 wieder zur Wahl an, könnten sie BGL und AL gegenseitig unter die Fünf-Prozent-Marke ziehen.

Olaf Dinné sieht das freilich ganz anders: »Wenn wir bei der nächsten Wahl zehn Prozent kriegen und die FDP neun, ist sie zusammen mit der SPD nicht mehr regierungsfähig. Dann fängt es an, interessant zu werden. Wenn du Politik betreibst und willst was ändern, mußt du im Zweifelsfall auch mal den Rücken grademachen und Entscheidungen fällen. Du kannst nicht immer nur in der Ecke sitzen und qualifiziert motzen.« Es ist gewiß legitim, die Frage nach der Macht zu stellen. Sie auf der Grundlage einer Taktik zu stellen, die unverhüllt die CDU als künftigen Koalitionspartner anpeilt - das muß die Bremer Grüne Liste erst mal überleben. Zwar hat Dinn~ erklärt, daß 1983 eine Koalition mit der CDU nicht infrage komme, aber daß er das schon erklären muß, zeigt, wie nahe ihm diese Möglichkeit liegt. Die Wahltermine liegen so, daß Bremens Grüne die Vorreiter künftigen Koalitionsverhaltens sind. Zur Zeit verwursten sie den Gaul.

Bremens Parlamentarier erhalten im Monat 3.000 Mark Diäten und eine Aufwandsentschädigung von 500 Mark. »Wir wollten uns an den finanziellen Zuwachsen durch das Parlament nicht bereichern und führen alles, was wir durch das Parlament mehr verdienen, von Beginn an für die Arbeit von Bürgerinitiativen ab« (Willers). Die BGL erhält für die Arbeit in der Bürgerschaft 220.000 Mark im Jahr.

BERLIN oder: die Würde des Hauses

Nach einem Wahlkampf voll Witz und Kraft zog die »Alternative Liste für Demokratie und Umweltschutz« (AL) im Mai 1981 ins Schöneberger Rathaus ein. Für 7,2 Prozent gab es neun Sitze, zwei mehr als für die FDP - ein durchaus empfehlenswertes Ergebnis, denn es garantiert schon deshalb Fraktionsstatus, weil SPD und CDU ihren Dritten im Bunde, die FDP, nicht verkommen lassen.

Zur Eröffnung der neuen Legislaturperiode des Abgeordnetenhauses fuhren die ALer in einem alten BMW und auf Fahrrädern vor, unter einem Plakat mit der Aufschrift: »Paßt bloß auf!« Der Präsident guckte kurz auf die Hälse der neuen Abgeordneten, vermißte die Krawatten und moserte, die »Würde des Parlaments« sei in Gefahr. Doch zu einem Kampf um den Knigge kam es nicht - teils weil für die Neuen »die Kleiderfrage ein Nebenwiderspruch ist« (Abgeordneter Martin Jaenicke, FU-Professor und bisweilen Krawattenträger), teils, weil die anderen Fraktionen begehrliche Blicke ihrer doch so pflegeleichten Jungabgeordneten auf die zwanglosen Kragen der Alternativen ausmachten.

Nun waren sie also »drin«, die Alternativen, legitimiert als Vertreter von mehr »Volk« denn die Staatspartei FDP, die in Bonn so tut, als stehe ihr das Recht zu, mindestens zwei Drittel aller Deutschen zu repräsentieren. Aber was ist schon eine demokratische Wahl, deren Ausgang einem nicht paßt? Die CDU ernannte sich selbst sowie die Wahlverlierer SPD und FDP flugs zu »den demokratischen Fraktionen« und erklärte die sieben Prozent AL-Wähler damit zu Verfassungsfeinden.

Der FDP-Fraktionsvorsitzende Vetter gab weiter, was er bei Springer gelernt hat, und macht aus dem größeren Gegner eine Zone: »sogenannte AL«.

Und dann die SPD. Rührend, wie schon nach kurzer Zeit einige ihrer linken Abgeordneten erste Annäherungsversuche wagten, mißtrauisch beäugt von der stattlichen Riege sozialdemokratischer Ex-Senatoren, die das »Ex« den Alternativen anlasten. Nur der ex-regierende Ex-Bürgermeister schien nicht nachtragend: Man solle sich, meinte er, doch erst einmal in aller Ruhe den Parlamentarisierungsprozeß der Alternativen angucken. Es werde alles nicht so heiß gegessen...

Hans-Jochen Vogel, der als fortschrittlicher Kommunalpolitiker begann, dann zum Jusofresser wurde, bevor er als Bundesjustizminister, wieder etwas nach SPD-links schwenkte, scheint in Berlin seine letzte Metamorphose durchzumachen: zum ersten Politiker der ersten SPD-Garde, der aus Furcht vor der Neuauflage eines parlamentebeherrschenden Bürgerblocks (CDU/CSU/FDP) die Basis für eine künftige Zusammenarbeit von Sozialdemokraten, Grünen und Alternativen schaffen will.

Das allerdings sind nicht die Sorgen der AL. Zu deren ersten Initiativen im Abgeordnetenhaus gehörte die Forderung nach einer Amnestie für alle, die im Zusammenhang mit den Hausbesetzungen unter Anklage stehen.

Die AL kämpft im Parlament gegen den Bau der Autobahn Berlin-Hamburg durch den Tegeler-Forst, für die Auflösung des Hochsicherheitstrakts in Moabit, für ein Asbest-Verbot und für den Verzicht auf den winterlichen Einsatz von Streusalz. Die AL stellte auch, nach dem Tod von Klaus-Jürgen Rattay, einen Mißtrauensantrag gegen den christdemokratischen Polizeisenator Heinrich Lummer und fragte den Senat: »Trifft es zu, daß ein Polizeihauptkommissar beim Ausfüllen des Leichenbegleitscheins von Klaus-Jürgen Rattay in der Rubrik 'Beruf' 'berufsmäßiger Chaot' angab?« Es trifft zu.

Ein Gemeinwesen wie Westberlin, in dem ein Senator Lummer möglich ist, macht manches andere unmöglich. So hat kein Abgeordneter der AL im Schöneberger Rathaus jenen »Parlamentsschock« erlitten, der ansonsten linke Abgeordnete, vor allem solche der SPD, heimsucht, wenn sie erkennen, was sie als »Volksvertreter« bewegen können und vor allem: was nicht. Für die alternativen Abgeordneten ist die Arbeit im Parlament eine unter vielen anderen, außerparlamentarischen. Illusionen haben sie nicht: »Wenn man ins Parlament geht«, sagt der Abgeordnete Klaus-Jürgen Schmidt, »um dort außerparlamentarische Initiativen zu vertreten und ihnen Öffentlichkeit zu verschaffen, bleibt der Frust über die eigene Erfolglosigkeit aus.« Auch sektiererische Attitüden werden dann überflüssig. So zog die alternative Abgeordnete Rita Kantemir ohne ideologische Verrenkungen ins elfköpfige Präsidium des Abgeordnetenhauses ein, wo sie - auch mal in lila - wunderschön gegen die gräulichen Einreiher der Staatsdemokraten absticht. Und der ALer Peter Finger wurde - ganz pragmatisch - zum Fraktionsvorsitzenden gewählt, weil dieses Amt »einen besonderen Status hat«, dessen politische Möglichkeiten sich die AL, wie Finger sagt, »nicht entgehen lassen sollte«.

Auch in den Ausschüssen arbeiten die Abgeordneten der AL mit, meist als Einzelkämpfer. Und wiederum ist es die Basis, sind es die sogenannten »Bereiche« der AL, die ihnen den Rücken stärken: 17 alternative Arbeitskreise zu den Schwerpunkten demokratische Rechte, Frieden, Frauen, Schule, Betrieb und Gewerkschaft, Naturschutz, Ausländer. »Die Zusammenarbeit mit den Bereichen ist die Voraussetzung für unsere Arbeit. Ohne den Bereich läuft überhaupt nichts«, sagt Manfred Rabatsch, der als einziger AL-Abgeordneter Vorsitzender eines Parlamentsausschusses (für Jugend) ist. Rabatsch hält ständigen Kontakt zu den AL-Bereichen Jugend, Kinder, Behinderte, Gesundheit. Außerdem diskutiert er mit Gruppen, die für die allgemeine politische Einschätzung wichtig sind: »Das summiert sich. Dazu kommt der Druck, im Abgeordnetenhaus grundsätzliche Stellungnahmen abzuliefern und die politische Perspektive nicht aus den Augen zu verlieren.«

Dennoch sieht auch Rabatsch die Gefahren intensiver Parlamentsarbeit: »Dadurch bist du gezwungen, dich auf die Regeln des Apparats einzulassen. Du mußt ständig auf der Hut sein, dich dem Apparat nicht unterzuordnen.« Aber auch wer nicht auf der Hut ist, ist es nicht lange. Denn das Prinzip Rotation ist und bleibt bei den alternativen Westberlinern beschlossene Sache: Nach zwei Jahren im Abgeordnetenhaus werden die gewählten ALer ihr Mandat niederlegen und ihren Platz im Rathaus für Nachrücker von der AL-Landesliste frei machen. Auf diese Weise wird im nächsten Jahr der legendäre Kommune I-Rotbart Dieter Kunzelmann als Volksvertreter ins Parlament von Axel Springers Wahlheimat aufrücken. Alle diesbezüglichen Sorgen sind begründet: Kunzelmann wird dort AL-Politik machen.

Wer die »Würde des Parlaments« nicht am Schlips mißt, müßte an Ernst und Eifer der AL-Fraktion viel Freude haben. Müßte. Vor der Tür eines Ausschußsaals warte ich auf einen AL-Abgeordneten. Da kommen zwei staatstragende Mitglieder des Abgeordnetenhauses heraus, helfen sich gegenseitig in die Staubmäntel, und einer beschwert sich beim andern über einen Alternativen, der drinnen einen Haushaltsplan Punkt für Punkt zerpflückt: »Die haben ja auch nichts anderes zu tun, die können ja bis mittags um zwölf schlafen.« Stimmt schon, da drinnen tat einer seine Abgeordnetenpflicht. »Wir sind eigentlich die einzigen«, sagt Klaus-Jürgen Schmidt, »die das Parlament ernstnehmen.« Während die meisten Abgeordneten der anderen Parteien ihre Wahl ins Abgeordnetenhaus als Teil ihrer bürgerlichen Karriere verstehen, setzen die Alternativen für ihre kurze Parlamentszeit voll auf Politik: Acht der neun ALer sind aus ihren Berufen ausgestiegen,

fünfen davon wird ihre Stelle - im öffentlichen Dienst - freigehalten, die vier anderen riskieren es eben.

Berliner Parlamentarier erhalten im Monat 5.000 Mark Diäten, davon sind 1 .000 steuerfrei. Zusätzlich dürfen sie umsonst Bus fahren, Ausstellungen besuchen und die Oper auch. Die AL-Abgeordneten zahlen sich 1.800 Mark netto, das ist der durchschnittliche Facharbeiterlohn. Den Rest führen sie ab. Sie fahren nicht umsonst Bus und brachten einen Gesetzesantrag zur Kürzung der Diäten auf 3.500 Mark plus Wegfall der diversen Sondervergünstigungen ein. Der Antrag wurde abgelehnt. Die AL-Fraktion bekommt im Jahr rund 700.000 Mark

Baden-Württemberg oder. Naturschutz satt

Ein winterlich-sonniges Zimmer mit Blick auf den Schwarzwald. Im Hintergrund zirpt ein Heupferd. Es hat im Sommer rationell gevögelt, Kräfte gespart, und kommt so in den Genuß, den Winter zu erleben. Wir sind zu Gast beim grünen Landtagsabgeordneten Helgo Bran.

Grüne im Flächenstaat - das ist ganz etwas anderes als die Alternativen und Grünen in Bremen oder Berlin. Da besteht die Mitgliedschaft nicht nur aus alternativer Jugend, linken Ökologen und enttäuschten SPD-Abwanderern, da gibt es auch umweltbewegte Christen aller Art, Anthroposophen und viele Leute, die nicht mehr wollen als »Naturschutz satt«.

Wie den Bremer so fehlt auch den baden-württembergischen Grünen ein Mandat zur Fraktionsstärke. Doch ihren sechs Abgeordneten wurden viel bessere Arbeitsbedingungen eingeräumt als ihren Bremer Kollegen - »aufgrund der wohl doch größeren süddeutschen Liberalität«, wie Gruppensprecher Wolf-Dieter Hasenclever meint. So dürfen sie in den Ausschüssen sitzen, und sie honorieren diese Gunst durch fleißige Mitarbeit: »Wir wollen und können nicht die totale Dauerkonfrontation fahren. Damit hätten wir innerhalb weniger Monate völlig abgewirtschaftet«, sagt Hasenclever. Totale Dauerkonfrontation würde wohl auch die Basis nicht mitmachen. »Ökologie ist eine Grundlage, die trägt«, beschreibt der grüne Abgeordnete Winfried Kretschmann die Orientierung des Landesverbands, »honorige Leute« stellten den »wertkonservativen« Anhang der Grünen, der ein knappes Drittel der Mitglieder ausmacht.

Entsprechend moderat sind die grünen Töne im Landtag. »Wenn man die Protokolle von hier und von Bremen liest, das sind völlig verschiedene Welten«, sagt Kretschmann, der die Stuttgarter Welt zuweilen etwas zu heil findet, beispielsweise in den Landtagsausschüssen: »Das geht bis zur Kumpanei und kann politisch zu einer ziemlichen Lähmung führen. Manchmal ersäuft das geradezu in Kameraderie.«

In Stuttgart bekommen die Grünen sogar Mehrheiten. »Wir kriegen Anträge durch, und zwar eine ganze Menge. Die Frage ist, wie man das wertet: als Anpassungsprozeß von uns oder als Kompetenzgewinn bei uns«, sagt der grüne Abgeordnete Holger Heimann. Gleich, ob das eine oder andere oder beides - in Baden-Württemberg dürfen Soldaten im Manöver kein Naturschutzgebiet mehr verletzen, wird das Herbizid 2,4,5-T überall dort, wo das Land zuständig ist, nicht mehr verwendet, stellt das Innenministerium dem Landtag die Katastrophenpläne für die Umgebung von Kernkraftwerken zur Verfügung, dürfen auf dem Bodensee weniger Motorboote fahren, findet im Landtag eine Debatte zur Friedenspolitik statt.

Die Grünen sind mit dem Erreichten ganz zufrieden, wenn es auch »unterm Strich nur Marginalsachen sind, die wir durchkriegen« (Heimann). Wichtiger ist ihnen, daß sie in Deutsch-Südwest als vierte Kraft neben CDU (absolute Mehrheit), SPD (30-Prozent-Ghetto) und FDP akzeptiert sind, selbst von der »Frankfurter Allgemeinen«: »Das Zusammenraufen von Linken und Rechten scheint heute im Südwesten über Erwarten gut gelungen zu sein.«

Da kann es nicht ausbleiben, daß sie nach Höherem schielen. Beim letzten Landesparteitag warf Winfried Kretschmann schon die Frage auf, wie man wohl nach der nächsten Wahl mit an die Regierung kommen könnte. Antwort: Indem man die CDU unter die fünfzig Prozent bringt und sich selbst als Koalitionspartner anbietet.

Schon seit einiger Zeit sichten deshalb die Grünen jene »wertkonservativen« Parolen, die von der CDU nur noch verbal vertreten werden. Sie okkupierten das Wort »Heimat« und forderten Ende 1981 die Wiedereinführung von Zwergschulen. Statt »Blut und Boden« also »Blurren und Boden«. Mal sehn, wie lange der alternative Flügel der Partei das noch mitmacht.

Die Abgeordneten in Baden-Württemberg erhalten 4.800 Mark zu versteuernde Diäten, 600 Mark Tagegeld, 1.500 Mark Aufwandsentschädigung und je nach Wohnentfernung zum Landtag bis zu 1.000 Mark Reisekostenpauschale. Bei den Grünen gibt es keinen Beschluß, wieviel die Abgeordneten abzuführen haben. Die Landtagsgruppe erhält im Jahr 460.000 Mark.

Basis oder: Wo wir sind, ist unten?

Die Erfahrungen mit den Grünen und Alternativen in den Parlamenten sind noch kurz, Fragen nach Erfolg oder Scheitern verfrüht. Möglich sind Zwischenergebnisse. Was ist aus den basisdemokratischen Anfängen geworden? Aus dem »imperativen Mandat«, der Verpflichtung, sich im Parlament strikt an die Aufträge der Basis zu halten? Aus der »Rotation«, der Ablösung von Mandatsträgern durch Nachrücker, um die Verfestigung zu Berufspolitikern zu bannen? Aus der »Politik neuer Art«, der Absage ans Taktieren und Finassieren?

Die Unterschiede zwischen den drei Landtagen sind enorm. In Baden-Württemberg sind die Grünen schon recht weit auf dem Weg zu einer klassischen Partei. »Vor der Wahl«, räumt Winfried Kretschmann ein, »gab es einen unausgesprochenen Konsens, daß der Abgeordnete tut, was die Basis will«, aber: »Der Ausdruck 'imperatives Mandat' ist nicht gefallen.« Inzwischen wurde Basisbezug zum Glücksfall, wie beim Abgeordneten Holger Heimann, dessen Heidelberger Büro im selben Haus liegt wie die Regionalredaktion der »taz« und die Dependance des Sozialistischen Büros. Heimanns von den Grünen bezahlter Sekretär ist auch noch gleichzeitig Redakteur der alternativen Stadtzeitung »Heidelberger Rundschau«. Aber auch wo kein Glück nachhilft, haben es die Abgeordneten nicht sonderlich schwer: Baden-Württembergs grüne Basis läßt sich allerhand Distanz gefallen.

Auch an Rotation denkt dort niemand. Die grünen Abgeordneten werden mindestens eine Legislaturperiode lang im Landtag bleiben, wenns geht länger. Denn das Leben als schwäbischer oder badischer Parlamentarier hat auch eine materielle Basis und diese fördert nicht nur den Wertkonservatismus.

Das krasse Gegenstück ist Berlin. Die Basis ist sensibel, die Mandatsträger sind ihr treu. Imperatives Mandat und Rotation stehen nicht in Frage. Und doch gehts pragmatisch zu: die Nachrücker sollen nun doch nicht, wie ehedem beschlossen, auf einen Ruck kommen, sondern verteilt über ein halbes Jahr, damit Kenntnisse und Erfahrungen von den Ausscheidenden weitergegeben werden können. Dennoch: Anspruch und Wirklichkeit - in Berlin gehen sie noch zu Null auf.

Dafür geht in Bremen alles drunter und drüber. Die Mandatsträger suchen sich eine neue Basis, die alte Basis sucht sich neue Kandidaten.

Grüne in den Flächenstaaten, Alternative in den Stadtstaaten und den Großstädten, die einen mehr ökologische Parteien, die anderen mehr linke Basisbewegung - in diese Richtung scheint's zu laufen. Noch haben es beide leicht, die verknöcherten Altparteien durch frische Parlamentsarbeit zu blamieren. Noch hält der Zustrom von Wählern aus den Altparteien an. Keine Wahl-Umfrage der letzten Monate, die den Neuen nicht zwischen sechs und fünfzehn Prozent Stimmen verheißt. Über kurz oder lang aber werden Grüne und Alternative sich entscheiden müssen, wie sie ihren Weg zwischen der Verpflichtung auf fundamentale Opposition und der Lust zum Mitregieren bestimmen wollen. Das eine endet im Frust, das andere im Ministerium.

Paßt bloß auf!

---

* Clara Zetkin (1857-1933), deutsche Kommunistin und Frauenrechtlerin

Konkret 03/82, S. 23

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche: Stern und Schulterband statt/und/oder Handschellen

Das waren, anno 38, noch Zeiten: General Walther von Brauchitsch wollte - für eine sehr schöne neue - seine alte Ehefrau ablegen. Doch die verlangte - zur Abfindung - mehr Geld, als der General hatte. Da traf sich's, daß unser Drittes Reich gerade einen neuen und willigen Oberbefehlshaber des Heeres suchte. Hitler zahlte der Generalsgattin die Scheidungssumme, und der Geschiedene bot für diesen verhältnismäßig bescheidenen Betrag von 800.000 Reichsmark eine glanzvolle Leistung: Er säuberte das Heer von NS-Gegnern und drillte es für den Krieg.

Ein Dritteljahrhundert später lief manches anders. Friedrich Karl Flick wollte seine Neffen abfinden, um ihre Scheidung vom ererbten Konzern zu vollziehen. Wieder kam die Scheidungssumme vom Staat, diesmal in Milliardenhöhe. Doch die Gegenleistung war bescheidener und bereitet den Beschenkten viel Kummer. Eberhard von Brauchitsch, der Neffe des Generals, organisierte alles - doch davon später.

Als der Onkel General sich dank der Führer-Gabe scheiden ließ, war der kleine Eberhard erst 12 Jahre alt und ahnte nicht, daß aus ihm einmal ein bekannter Spender werden würde. Doch mit dem kleinen Friedrich Karl Flick ging er -schon in eine Schule - die Eltern waren befreundet. Als Student muß Eberhard wohl erfahren haben, daß Steuerhinterziehung und Bestechung eigentlich strafbar sind, er hörte Rechtswissenschaft. 1955 fing er bei der Rechtsabteilung der Lufthansa an und landete 1960 als Prokurist beim Vater des Schulfreunds. Schon 1965 macht ihn Deutschlands reichster Mann zum persönlich haftenden geschäftsführenden Gesellschafter in der Friedrich Flick KG. Und als Gründersohn Friedrich Karl immer mehr die Geschäfte des Vaters übernahm, soll es - so will es eine Legende - immer öfter zu Auseinandersetzungen gekommen sein - bis zum offenen Krach.

»Ich habe hingeschmissen, ohne zu wissen, wo ich hingehe«, ließ sich von Brauchitsch damals zitieren. Er ging schnurstracks in die Dahlemer Bernadottestraße 7, wo Axel Springer seine Westberliner Wohnung hatte, und weinte sich an dessen Brust aus. Gerührt stellte der Presseherr den armen Arbeitslosen für eine runde Million im Jahr als Generalbevollmächtigten ein. Vorgänger Kracht mußte wegen seiner geplanten Fusion mit Bertelsmann gehen. Ob Brauchitsch eine andere plante, ist umstritten. Doch zu den Panzern (Krauss Maffei), dem Pulver (Dynamit Nobel) und dem unbedruckten Papier (Feldmühle) des Flick-Konzerns hätte eine Pressemacht gepaßt, der es auf einen Krieg für eine gute Sache nicht ankommt. Und merkwürdig: Als Brauchitsch nach zwei Jahren aus dem Springer-Hochhaus in die Flick-Zentrale zurückkehrte, da war sein Chef-Büro noch so unangetastet, als hätte er es nie verlassen.

Aus dem Grab hatte der alte Flick per Testament den Vertrauten Brauchitsch gerufen, weil er - so will es wieder die Legende - seinem Friedrich Karl nicht über den Weg traute. Richtig war, daß das Testament den beiden Enkeln eine Vorzugsposition im Konzern einräumte, sehr zum Verdruß ihres Onkels Friedrich Karl. Doch Brauchitsch, als Schutzengel der Enkel berufen, schlug sich schnell auf die Seite des Schulfreunds.

Der Rückberufene leistete saubere Arbeit, um - auf unsere Kosten - die Flick-Enkel aus dem Konzern zu entfernen. Er sorgte für einen Teilverkauf von Flicks Mercedes-Aktien zum überhöhten Preis von zwei Milliarden an die Deutsche Bank. Sein Duz-Freund Hans Friderichs, der damalige Wirtschaftsminister und heutige Dresdner-Bank-Chef, versprach Steuerfreiheit für den Erlös, wofür dann auch Nachfolger Lambsdorff, der damalige FDP-Schatzmeister, treulich sorgte.

Bisher 1,5 Milliarden hat der Flick-Konzern von der bis heute unversteuerten Verkaufssumme wiederangelegt: bei Gerling, US-Mischkonzern Grace und im eigenen Haus bei Dynamit Nobel und Buderus. Wie diese Investitionen zum steuerbefreienden Prädikat »volkswirtschaftlich förderungswürdig« kamen, kann mit Ausnahme des Grafen Lambsdorff keiner erklären. Der hat - zusammen mit dem anscheinend wehrlosen Matthöfer - auf dem Höhepunkt der Spardebatte die letzte Rate des 840-Millionen-Steuergeschenks an Flick bewilligt. Und davon ließen sich die störenden Flick-Enkel mit 700 Millionen ebenso leicht abfinden wie einst die Brauchitsch-Tante mit den 800 Tausend von Hitler.

»Ein neues Kleid für die achtziger Jahre« wollte von Brauchitsch nach seiner Rückkehr für den Flick-Konzern schneidern. So neu ist es nicht. Es trägt nach Art des Hauses viele Taschen, in die wir - in Gestalt unseres Staates - sehr viel Geld hineinstecken. Zum Ausgleich kommt - das gebietet die Gerechtigkeit zu sagen - wenigstens ein Bruchteil der Summe wieder heraus: an die von uns gewählten Volksvertreter.

Zu diesem Ergebnis kamen jedenfalls die Bonner Staatsanwälte, die im letzten November dem Büro und der Wohnung des Flick-Generals mehrfach unerbetenen Besuch abstatteten. In 100 beschlagnahmten Aktenordnern und rund 150 Spendenheften fanden sie soviel überzeugendes Material, daß sie gegen den persönlich haftenden geschäftsführenden Flick-Gesellschafter von Brauchitsch ein Verfahren wegen Steuerhinterziehung eröffneten. Und dazu noch wird wegen der »Verübung von Straftaten nach Paragraph 331 ff (Vorteilsnahme und Bestechlichkeit)« ermittelt, weil - so der Staatsanwalt - »die Firma Flick im Zusammenhang mit der ihr erteilten Bescheinigung für einen Steuerabzug aus der Veräußerung der

Daimler-Benz-Aktien Amtsträgern Zuwendungen versprochen oder gemacht haben könnte«. Wirtschaftsminister Lambsdorff, der das Steuergeschenk bewilligte, ist ein Amtsträger, und zuvor war er als Schatzmeister der FDP ein Geldträger, der im Brauchitsch-Büro ein und aus ging.

Vor einem Jahr wählte der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) - den Flick-Manager zu seinem neuen Präsidenten ab 1983. Einen würdigeren Repräsentanten hätte die deutsche Industrie kaum finden können. Ein Unternehmer, der so gewissenhaft aufzeichnet, wie sich der Ankauf unserer staatstragenden Parteien vollzieht, der penibel hinter den Politiker-Adressen den Preis registriert, verdient Anerkennung. Das Große Verdienstkreuz empfing er schon 1979 - nicht einmal Flick-Pressesprecher Kiesewetter ahnt wofür. Jetzt, da wir alle wissen, was Brauchitsch kann, sollte er für sorgfältige Buchführung in mutmaßlichen Bestechungsangelegenheiten noch Stern und Schulterband dazubekommen. Schließlich hat auch Walther Kieps Generalbevollmächtigter Uwe (»Ich bin der Spendenganove«) Lüthje - der mit dem Unterschriftenautomaten-Einfall - Ende Oktober das Bundesverdienstkreuz bekommen.

Was aber für den kleinen »Ganoven« billig ist, sollte uns für den 1,96 Meter großen Flick-Mann nicht zu teuer sein. Herr Carstens, bitte, übernehmen Sie.

Eberhard von Brauchitsch, geboren 1926, Rechtsanwalt, geschaftsführender Gesellschafter der Friedrich Flick KG, ab 1983 BDI-Präsident

Konkret 03/82, S. 26

Sabine Rosenbladt

Gewalt auf Krankenschein

Eigentlich müßte ich jetzt nymphoman sein, einen Damenbart haben und überdeutliche Anzeichen eines bevorstehenden Stimmbruchs. Mit ziemlicher Sicherheit wäre ich auch entweder schwanger oder dem Herzinfarkt nahe. Ich hätte mich elektrokoagulieren und psychotherapieren, verätzen, vereisen und mit Medikamenten vollpumpen lassen, und ich säße als verängstigte Dauerpatientin wahrscheinlich noch heute im Vorzimmer eines Gynäkologen - Wenn ich mich auf die Künste dieser approbierten Gilde von Damen-Schneidern verlassen hätte.

Daß ihnen manchmal das Messer locker sitzt, habe ich am eigenen Leib erfahren: Schnapp, war ich ein Stück meines Muttermundes los. Haute Couture, natürlich nach streng medizinischer Indikation.

Die Mehrzahl der Frauenärzte sind Männer. Kleinunternehmer, die mit Frauenkrankheiten ihr Geld verdienen. Die über Abtreibung und Sterilisation entscheiden, über die »richtige« Art der Verhütung und des Kinderkriegens. Helfen sie uns? Heilen sie uns? Sind ihre Interessen auch die unsrigen? Und wenn nicht: Behandeln sie uns wenigstens menschenwürdig?

Ich habe als Patientin in drei Wochen ein Dutzend Gynäkologen besucht. Sie haben mir unfreiwillig Einblick in ihre Methoden gegeben, wie sie aus Menschen Patienten machen.

Und obwohl ich gewappnet war, hat mich die Angst gepackt. Mit dieser Angst machen Gynäkologen Geschäfte: Angst vorm Krebs, Angst vorm Sex, Angst vorm Kind - je ängstlicher die Frau, desto reibungsloser die Abfertigung, desto schneller klingeln die Kassen.

Dies ist mein Bericht:

1. Berlin. Im Wartezimmer von Dr. M.* liegt ein Faltblatt-Stapel »Ohne Kostendämpfung im Gesundheitswesen keine stabilen Beitragssätze - eine Information der Berliner Kassenärzte und Krankenkassen«. Darin werde ich als »sehr geehrte Patientin« gebeten: »Erleichtern Sie Ihrem behandelnden Arzt seine verantwortungsvolle Aufgabe durch vertrauensvolles Verhalten und Anerkennung seines medizinischen Wissens!«

Das Wartezimmer ist klein und muffig. Außer mir sitzen da sechs weitere Frauen. Niemand spricht. Um 9.50 Uhr kommt die Sprechstundenhilfe herein und reißt wortlos eins der großen Kippfenster auf. Ein Schwall eisiger Winterluft schwappt ins Zimmer. Das Fenster bleibt offen. Niemand protestiert.

Nach zehn Minuten werde ich - wiederum kommentarlos - in einen mit Laborgerätschaften bestückten Raum geholt. Die Helferin mißt meinen Blutdruck. Bisher hat mich noch niemand gefragt, was ich überhaupt will. Neben mir liegt auf einer Liege eine halbnackte Frau mit einem Gerät auf dem Bauch. Ihre Strumpfhose ist halb heruntergezogen und hängt auf den Oberschenkeln. Ich kann wieder ins Wartezimmer gehen.

Nächste Station: Ein Plastikstuhl im Flur, vor zwei Kabinen mit der Aufschrift 1 und 2. Eine dicke Frau zeigt auf Tür Nummer 1 und sagt: »Sie können da schon reingehen und sich ausziehen. Die ist frei.« Als guterzogene Patientin scheint sie davon auszugehen, daß wir dem Doktor zwecks Arbeitserleichterung schon halbnackt vor Augen zu treten haben.

Ich ziehe es vor, angezogen zu warten. Um 10.30 'Uhr öffnet sich die Kabinentür, und es erscheint Dr. M.: Schlank, dunkel, vielleicht Mitte Vierzig.

»Was haben Sie für Probleme?« Ich sage, daß ich eine Verhütungsberatung möchte. Dr. M. schaut mich fassungslos an: »Also das kann man doch nun schon in allen Zeitungen lesen! « Dann, sehr schnell und kurz angebunden, leicht spöttisch: Da gebe es zwei Methoden, Pille oder Spirale. Die seien sicher, alles andere nicht. Ich solle schnell mal rausgehen ins Vorzimmer, da hänge ein Plan, auf dem alles draufstünde.

Für ein Gespräch über die Nebenwirkungen dieser Methode bleibt keine Zeit, denn die Sprechstundenhilfe kommt, schaut mich an, als ob ich ein bißchen zurückgeblieben sei, und führt mich um die Ecke vor ein Plakat der Pharma-Firma Wyeth. Abgebildet sind die verschiedenen Verhütungsmittel sowie ihre Zuverlässigkeit in Schwangerschaften pro hundert Frauenjahren (überflüssig zu sagen, daß die Pille am besten abschneidet).

Während ich wie eine Schülerin beim Nachsitzen in der Ecke stehe und das Plakat lese, drückt mir die Sprechstundenhilfe ein vorgedrucktes DIN-A-4-Formular in die Hand: »Einverständniserklärung zur Einlage eines *Intrauterinpessars***«.

Text: Name, Vorname, geb. »Ich habe mich nach eingehender Aufklärung über Vor- und Nachteile selbständig für die Einlage eines Intrauterinpessars in die Gebärmutter zur Schwangerschaftsverhütung entschieden. Mir ist bekannt, daß bei Anwendung dieser Methode ... (folgen mögliche Nebenwirkungen). Ich werde regelmäßige Kontrolluntersuchungen

durchführen lassen. Mit der statistischen Auswertung meiner Daten bin ich einverstanden. Datum. Patient:... Schwester:... Arzt: ... «

Eingehende Aufklärung? Das Arztgespräch hat knappe zwei Minuten gedauert. Ich warte weitere zwanzig Minuten bis zur Wiedervorlage meines Falles. Etliche andere Patientinnen werden in der Zwischenzeit durch die Kabinen geschleust, wobei die Durchlaufgeschwindigkeit im Schnitt bei fünf Minuten zu liegen scheint. Neuer Anlauf. »Nun?« fragt Dr. M. Ich, jetzt ebenfalls kurz und bündig: »Ich möchte ein Diaphragma.«

Dr. M. zieht gereizt die Augenbrauen hoch. Dann, im Stenogrammstil, folgen einige ärztliche Aussagen: Das Diaphragma sei unsicher, es stinke manchmal (!), er sei gegen die Chemie dabei. Ich will es trotzdem. Darauf er, höhnisch: »Na, dann wollen wir mal sehen, wie das Ihre Schwangerschaftsrate senkt.« Unwirsch weist er mich an: »Gehen Sie schnell in die Kabine und machen sich frei, schnell, bevor sie wieder besetzt ist!«

Die Kabine (ca. ein Quadratmeter) funktioniert nach dem Prinzip eines Kaninchenstalls: Vorn und hinten eine Tür, die zum Untersuchungsraum ist von innen nicht zu öffnen. Frau zieht sich aus und wartet, bis die Klappe aufgemacht und sie herausgelassen wird.

Dr. M. reißt die Tür auf, eilt vor mir her zum Stuhl: »Kommen Sie mal her.« Vorm Stuhl tritt er dicht vor mich, schiebt mir wie ein routinierter Ehemann wortlos den Pullover und das T-Shirt hoch und öffnet meinen BH.

Durch diese abrupte Geste bin ich peinlich berührt und verlegen, aber Dr. M. läßt sich gar nicht beirren, betastet geschäftig meinen Busen, drückt einen Thermographie-Apparat dagegen und läßt mich dann den Stuhl besteigen.

Rasche Untersuchung, gemurmelter Kommentar: »Das ganze ist etwas nach links verrutscht.« Von einer Probe-Einlage mehrerer Diaphragmen-Ringe bemerke ich nichts. Dafür klopft mir Dr. M. lässig mit dem Handrücken auf den nackten Oberschenkel und sagt: »Sie können sich wieder anziehen.«

Dieser Teil der ärztlichen Betreuung hat drei Minuten gedauert. Ich bekomme ein Rezept für ein Diaphragma Größe 60 und »Patentex Gel« und die Anweisung, zur Einlage nochmal wiederzukommen.

10 Minuten später. Wieder halbnackt warten, wieder Tür-Aufreißen. Dr. M. geht schweigend vor mir her und hält die Hand hinter sich: Ich soll das Diaphragma und die Creme reintun. Als ich nicht gleich verstehe, winkt er ungeduldig mit den Fingern: »Geben Sie her.« Während ich auf den Stuhl steige, fragt er mich streng, ob ich das Diaphragma schon angefaßt hätte. Ich verneine.

Er zieht sich einen Plastikhandschuh an, zeigt mir das Beträufeln mit Creme und stopft das Pessar in mich: »So nach oben drücken.« Ich will selbst hingreifen, aber Dr. M. schiebt meine Hand heftig zur Seite, herrscht mich an: »Aber so doch nicht! Doch nicht mit ungewaschenen Fingern!«

Die »Beratung« und das Einsetzen haben weitere vier Minuten gedauert. Abfertigung wie am Bundesbahnschalter zur Hauptverkehrszeit: Hinter dir eine lange Schlange, vor dir ein mürrischer Beamter, du kaufst dein Ticket und hältst die Leute nicht noch mit komplizierten Anliegen auf...

Wie benimmt sich die korrekte gynäkologische Patientin? Im »Lehrbuch der Gynäkologie« von Kepp/Staemmler finde ich im Kapitel »Psychosomatik und sexuelle Störungen« einen Hinweis: »Der Eindruck einer allgemeinen psycho-sexuellen Reifungsstörung wie auch angedeutete infantil-regressive Verhaltensweisen oder betont männliches Verhalten können beispielsweise auf eine unbewußte Ablehnung der weiblichen Rolle hinweisen. Ebenso kann auch das Gefühl des Arztes, daß die Patientin mit ihm rivalisiert, versucht, ihn zu dominieren, ihn aggressiv macht oder auch in andere gefühlsmäßige Reaktionen verwickelt, ein Anhaltspunkt dafür sein, daß die Patientin unter einer ambivalenten Einstellung der eigenen Weiblichkeit und dem Partner gegenüber leidet.«

Also, Weib: Sei artig, sonst bist du keins!

2. Dr. H. in Berlin-Wilmersdorf ist ein freundlicher Arzt im vorgerückten Alter. Seine Altbau-Praxis ist am Vormittag fast leer, er gönnt mir 35 Minuten seiner Zeit. Meine Bedenken gegen die Pille nimmt er widerspruchslos zur Kenntnis, empfiehlt von sich aus Spirale oder Diaphragma. Wir einigen uns auf ein Diaphragma.

Während ich mich hinter einem grünen Schirm ausziehe, wartet er neben dem Stuhl auf n-äch. Tastuntersuchung - »alles in Ordnung« - ein Blick durchs *Spekulum*: »Sie haben Ausfluß, da werde ich Ihnen nachher etwas verschreiben.« Dann holt Dr. H. ein Kästchen mit Diaphragma-Ringen, probiert zwei und entscheidet sich für Größe 70. Einen Abstrich, um die Natur des angeblichen Ausflusses zu beurteilen, macht er nicht.

»Ich habe überhaupt keine Lust mehr zum Verkehr!« sage ich forsch, nachdem ich mich wieder angezogen habe; mit diesem netten, geduldigen älteren Herrn kann ich das Thema probehalber ansprechen.

Dr. H.: »Ich könnte Ihnen eine Spritze geben, das sind männliche Hormone«.

Ich: »Männliche Hormone? Was bewirken die denn?« Er: »Die steigern die Libido vergrößern die Klitoris, manche Patientinnen sind danach orgasmusfähiger geworden.«

Ich: »Ja, und haben die denn nicht schaurige Nebenwirkungen?«

Er: »Haben Sie Akne?« Ich: »Nein.«

Er: »Dann macht das nichts.«

Sodann stellt mir Dr. H. drei Rezepte aus: Eins für das Diaphragma Größe 70, bei Dr. M. war es noch Größe 60 - ein Zentimeter Unterschied immerhin. Eins für CANESTEN - »gegen den Ausfluß« - und eins für TESTOVIRON, drei Spritzen à 100 mg. Die will er mir sogar umsonst geben.

CANESTEN ist ein Breitspektrum-Antimykotikum, das mir in den letzten zwei Jahren von verschiedenen Ärzten bei Infektionen öfter verschrieben wurde: Meist dauerte es dann drei bis vier Wochen, bis ich die nächste Infektion hatte. Als ich schon schier am Verzweifeln war, verriet mir endlich der x-te dieser »Spezialisten«. daß dieses Mittel zwar Pilze, Bakterien etc. restlos zerstört, aber auch die natürliche Vaginalflora kaputt macht. und die hinterher mit Milchsäure oder schlichtem Joghurt wiederaufgebaut werden muß. Außerdem werden die Bakterien bei mehrfacher Anwendung von CANESTEN dagegen resistent. Wer also bei seinen Patientinnen auf dauernde Infektionen Wert legt, kann es ihnen immer wieder verschreiben.

Dieses Unheil-Mittel kostet übrigens DM 30,65. Eine Mark zahle ich, den Rest die Kasse. Sie wird sich freuen, zu erfahren, daß es mir auf einen bloßen Blick in meine Vagina verordnet wurde.

TESTOVIRON ist ein *Testosteron-Derivat*, Testosteron heißt das normalerweise von den *Leydigschen Zwischenzellen* im Hoden gebildete männliche Sexualhormon. Es »stimuliert die Entwicklung der sekundären männlichen Geschlechtsmerkmale«, erfahre ich aus einem Lehrbuch der Pharmakologie. Tatsächlich wird es bei einigen gynäkologischen Krankheiten verordnet und löst nebenbei eine »Vermehrung der Libido« aus. Allerdings »kann es bei der Frau zu abnormen Triebsteigerungen bis zur Nymphomanie kommen«. Andere bescheidene Nebenwirkungen dieses Hormons: »Bei der erwachsenen Frau können *Androgene* ähnliche Veränderungen hervorrufen, wie sie beim präpubertären Jungen beobachtet werden. Dazu gehören Wachstum der Bart- und Körperhaare, die Entwicklung einer tieferen Stimmlage, Vergrößerung der Klitoris, die Entwicklung einer Stirnglatze und eine verstärkte Muskelbildung.«

Für diese Erscheinungen, so das Lehrbuch, reiche bereits eine monatliche Gabe von 200 bis 300 mg Testosteron. So viel war mir verschrieben worden. Sie könnten gelegentlich jedoch auch schon bei geringerer Dosierung auftreten: »Die unerwünschten Wirkungen bei der Frau erfordern große Vorsicht.« Sportlerinnen, die mit *Anabolika* behandelt worden sind, können davon wahrscheinlich ein Liedchen singen - in Bariton-oder Baßlage, versteht sich.

3. Ein Schuß männlicher Hormone, und die Klitoris steht? Dr. D., Gynäkologe in Gelsenkirchen, hat diesbezüglich eine dezidiert andere Auffassung als sein Kollege in Berlin. Dr. D. ist gut an die Siebzig, trägt ein weißes Oberhemd, Schlips unterm etwas zerknüllten Kittel und redet gern. Zuerst kommen wir auf das Thema Abtreibung. Ob das in Hamburg einfacher ginge als hier, wahrscheinlich? In Gelsenkirchen sei es nämlich ganz schwierig; das einzige, was er dazu berichten könnte, sei der Fall von einem 14jährigen Mädchen und ihrem 18jährigen Freund. »Für meine Begriffe beide asozial«, sagt er und nickt mir bedeutsam zu, »und ich hab mich trotzdem stark gemacht und geschrieben, also das Kind befände sich in Lebensgefahr!«

Dies, so stellt sich heraus, war aber nicht die korrekte Indikation: »Und da mußte ich dann schreiben 'Zur Abwendung wirtschaftlicher Mißstände' oder irgendsowas. Also irgendsoein Terminus Technikus, der selbst mir nicht bekannt ist, obwohl ich alt genug sein müßte. Ich hab mich mit sowas nie befaßt«, meint er fröhlich, »die Patienten fahren nach wie vor nach Holland. ohne mein Dazutun, aber mit meiner Hilfe so'n bißchen. ne?«

Also dieses 14jährige Mädchen, seine Patientin, die habe auch prompt *vier* Wochen in der Klinik gelegen, habe *höchstes* Fieber gekriegt, und jetzt sei sie bestimmt steril.

»Das ist die Rache des lieben Gottes, sag ich immer, denn die Klinik ist einwandfrei.«

Ich frage, ob denn da nicht irgendetwas verkehrt gemacht worden ist?

Dr. D. knetet sein rechtes Ohr und denkt nach. »Weiß man nicht, nich. Also kucken Sie mal - « bedeutsamer Blick, vertraulicher Tonfall - »es war früher schon in der Klinik so, wenn wir auch aus medizinischer Indikation 'ne Unterbrechung machten, da wurde jeder mal rangelassen. Weil es was Seltenes war. Nich, und wenn da nun einer ungeschickt war ... «

Ich möchte eine vernünftige Verhütungsberatung. Weil ich die Pille nicht mehr nehmen will. Welche ich zuletzt hatte? Ein Dreiphasen-Präparat.

»Hm. Da gibt es aber schon wieder andere. Dreiphasen haben sich auch schon wieder überlebt. Da gibt es schon wieder Zweiphasen-Tabletten!« sagt Dr. D. triumphierend, wie im Werbefernsehen: Das neue Lenor spült jetzt noch weicher!

Was er generell von der Pille hält?

»Das Beste, was es gibt.«

Und die Nebenwirkungen?

»Die sind jetzt ganz gering. Also bei diesem, was ich Ihnen jetzt empfehlen werde« - er legt mir eine Probepackung hin - »Oviol, also die sind gleich Null. Und was in den Zeitungen steht mit Thrombose, Embolie, das wissen wir ja gar nicht, woher die kommt, nicht.« Oviol, so Dr. D. voller Überzeugung, sei von einer Schweizer Firma, »die ist also erstklassig«.

Aber er kann mir auch ein Diaphragma zeigen, obwohl - »das ist alles schön und gut, wenn das sitzen bleibt! Wenn ich jeden Abend mit Ihnen zuhause nachprüfe, ob das sitzt! « meint er schelmisch und kramt aus einer Schublade seines Schreibtisches ein sehr verstaubtes Exemplar. Dies, erläutert er, sei zum Beispiel ein Diaphragma für eine Frau, »die schon geboren hat. Weil's größer ist, nicht.« Ich sehe, daß das Pessar ziemlich klein ist und frage, woran er die Größe erkennt? »Das liest man hier am Durchmesser.«

Wir kommen zur Untersuchung, denn die muß sein. Dr. D. unterbricht seinen Redeschwall keineswegs, sondern sinniert, während er mich abtastet, darüber, ob wohl Stoltenberg unser nächster Kanzler wird. Also ihm wärs ja recht, den Mann hält er für intelligenter als Schmidt und Strauß!

Ich bin in Ordnung, »gynäkologisch ein völlig unbeschriebenes Blatt, wie Dr. D. es ausdrückt. Jetzt will ich aber von ihm wissen, wie es sich denn mit der Pille und dem Sex verhält: Ob es sein könnte, daß sich dadurch sexuell etwas verändert?

»Bei dreiviertel Prozent der Patienten ist das, das kann man abschreiben«, sagt Dr. D. und, in quasi kollegialem Ton, »wenn Sie 'ne frigide Typen-Patientin haben, nicht, die wird so oder so nicht zurechtkommen! «

Ob ich da auch drunter fallen würde?

»Also sagen wir mal« - lenkt er ab - »das sind dann Frauen, die sagen, durch die Pille werden sie orgasmus ... feindlich. Aber dann sind das immer, wenn man der Sache auf den Grund geht, die, die dazu neigen. Das sind so virile, männliche Typen, nicht. Das sehen Sie an der Behaarung, am ganzen Eindruck, nicht. Manchmal natürlich auch so Spitzen-Berufskanonen ... «

Ob das auch für mich gelten würde, frage ich beharrlich. (Ich hatte mich als arbeitslose Sekretärin vorgestellt.)

Dr. D. antwortet nicht, sondern führt mir das Diaphragma vor: »Das Reintun lernt 'ne geschickte Frau selbst.«

Ich: »Und Sie meinen also, daß Orgasmusschwierigkeiten mit dem Typ zusammenhängen?«

»Nein. Kucken Sie« - er zeigt mir verschiedene Diaphragmen in einer Verhütungsbroschüre - »die gibt es in klein und groß. Nein, also, ehm. wenn die Pille Einfluß auf den Orgasmus hätte. dann wärens ia mehr als dreiviertel Prozent! Nicht? Dreiviertel ist noch nicht mal ein ganzes Prozent! Wenn Sie hier in der Praxis schwierige Patienten haben, dann sind das meistens so auch nur ein, zwei, drei Prozent. Das sind so, so ... Virile, nicht. Aber das sehen'se sofort, wenn die reinkommen. Daß die so'n intellektuellen Eindruck oft machen, das ist so'ne Erfahrungstatsache.«

Ich: »Und das sehen Sie bei mir auch?«

Dr. D. knetet wieder sein Ohr: »Jaaa«, sagt er gedehnt, »wollen mal sagen ... « - und dann entschlossen- »Einen intellektuellen Eindruck machen Sie auf mich schon.« Nun ist es raus. »Aber das ist ja kein Werturteil«, meint er beruhigend, »was Ihre ehelichen Qualitäten angeht.« Sein abschließender gynäkologischer Rat: »Warum heiraten Sie nicht Ihren Freund? Sie können doch nicht ewig stempeln gehen!«

4. »Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Weingärtner. Jede Rebe an mir, die nicht Frucht bringt, nimmt er weg, und jede, die Frucht bringt, die reinigt er, auf daß sie mehr Frucht bringe.«

Johannes 15.

Dieses christliche Fruchtbringen wird mir nahegebracht in der Praxis von Dr. P. in Passau. Neben etlichen Verhütungsbroschüren liegt da auch das Neue Testament unseres Herrn Jesu: Mit der erbaulichen Lektüre einiger zum Lesen empfohlener Bibelstellen - »Jubel über Sündenvergebung«, »Kraft in Zeiten der Anfechtung« - verbringe ich zwei Stunden.

Meine Sünden werden jedoch in Passau nicht von mir genommen; ebensowenig das Fruchtbringen. Denn Dr. P. hat an diesem Nachmittag keine Zeit mehr für mich. Und sein Kollege Dr. W. teilt mir bündig mit: »Wenn'S einen Abruch haben wollen, dann werden'S nach Hamburg fahren müssen. Hier in Bayern macht Ihnen das kaum einer.«

Durch seine Sprechstundenhilfe hat Dr. W. mir zuvor auftragen lassen, ich solle schon mal BH, Schlüpfer und Strümpfe ablegen. Mithin die wesentlichen Bestandteile meiner Bekleidung. Erwarten bayrische Gynäkologen, daß ihre Patientinnen in paradiesischer Nacktheit vor sie hintreten, um sie um eine Abtreibung zu bitten? Ich bleibe angezogen.

Außerdem erkläre ich Dr. W. daß meine Periode seit zwei Wochen überfällig ist und ich auf keinen Fall ein Kind möchte. »Ich meine, wenn Sie's wollen, werden Sie es natürlich ... loswerden«, sagt er bekümmert. »Es ist natürlich unsere Aufgabe - selbstgestellte Aufgabe, daß man Ihnen klar zum Kind rät, denn man freut sich, wenn man das erreicht hat.«

Ob es auch seine Aufgabe ist, daß Dr. W. sich nach der Untersuchung auf dem Sado-Stuhl gegen mein nacktes rechtes Knie lehnt und noch ein bißchen mit mir plaudert? Was denkt sich eigentlich ein männlicher Gynäkologe dabei, eine ihm noch vor fünf Minuten wildfremde Frau in einer derart entwürdigenden Position so zu behandeln?

Wahrscheinlich nichts. Wozu wird man Gynäkologe? Wer täglich zwanzig »Weibchen« in durch den Untersuchungsstuhl erzeugter Duldungsstarre vor sich ausbreiten und mit ihnen aus wissenschaftlichen Gründen nahezu alles anstellen kann, der darf sich getrost als Super-Mann fühlen.

Nachspiel: Verhütungsberatung bajuwarisch. »Im Augenblick können Sie ja nichts machen außer lokaler Verhütung, das heißt also Kondom oder für Sie Patentex oder Agen,. und später würde ich Ihnen dann wieder zur Pille raten.«

Und die Nebenwirkungen?

»Die Nebenwirkungen der Pille sind immer noch besser als eine Abtreibung.«

Natürlich, ob eine Frau depressiv wird oder fett, infarktgefährdet, Migräne. Sehstörungen oder Venenentzündungen bekommt, das alles ist immer noch besser als eine unterbrochene Schwangerschaft: Eine unter Frauenärzten weit verbreitete Ansicht.

Ich frage: »Und ein Diaphragma?«

»Sie meinen dieses Scheidenpessar, oder meinen Sie die Spirale? Das hab ich auch nicht, das macht hier keiner. Es kommt auch niemand, der eine hat. Das ist mir überhaupt nicht vertraut. Und es wird auch nicht geraten. Weil's wirklich unsicher ist ... und ... da gibts Besseres. Und die Manipulation immer dann hin und her ... hab ich keinerlei Erfahrung mit. Und sehe auch nicht - ich meine, man sieht ja viele Patienten, wenn man hierhin geht, dahin geht - ich hab also noch nie eine gesehen, die ein Diaphragma hatte.«

Fazit: Die Pille, Gloria in Excelso, Amen.

5. Katholisch-Gynäkologische Allianz, zweiter Teil. In der Praxis der Bochumer Frauenärztin Dr. Maria S. hängt das Kreuz - unserer lieben Frau? - bereits über der Eingangstür. Lektüre im Wartezimmer: »Katholische Bibelarbeit in Deutschland.« »Maria Regina Martyrium.« Die Broschüre »Für das Leben«, herausgegeben vom Diözesanrat der Katholiken im Bistum Essen.

Langsam beginne ich mich zu fragen, warum mir noch in keiner christlichen Frauenarzt-Praxis der Malleus Maleficarum, zu deutsch Hexenhammer begegnet ist. Schließlich wird in diesem Standardwerk aus dem Jahr 1486, verfaßt von den Dominikaner-Patres Sprenger und Institoris, die Verbindung beider Fachdisziplinen am deutlichsten: »Niemand schadet dem katholischen Glauben mehr als die Hebammen«, schrieben diese beiden Herren, und mit höchstkirchlichem Segen wurden daraufhin in den folgenden Jahrhunderten in Europa schätzungsweise acht Millionen heilkundige Frauen verbrannt, gerädert, gehenkt und gevierteilt. Denn, so die Patres aus Kölln: »Wenn eine Frau allein, denkt, denkt sie das Böse.« Und: »Alles geschieht aus fleischlicher Begierde, die bei ihnen (den Weibern) unersättlich ist.«

Nach der Ausrottung dieser unliebsamen Konkurrenz konnte im 18. Jahrhundert der Siegeszug der modernen Gynäkologie beginnen: 85 Prozent der Frauenärzte sind Männer.

Ich plädiere zumindest dafür, daß katholische Frauenärzte den 1. Mose 16 in ihren Praxen sichtbar anbringen: »Zu dem Weibe sprach er: Ich werde sehr mehren die Mühsal deiner Schwangerschaft, mit Schmerzen sollst du Kinder gebären, und nach deinem Mann wird dein Verlangen sein; er aber wird über dich herrschen.«

Von Frau Dr. S. möchte ich eine Sterilisation. Ja, richtig, ich möchte mich sterilisieren lassen. Mit anderen Worten: Keinerlei Kinder gebären. Es dauert eine Weile, bis diese Aussage bei Frau Dr. S. auch tatsächlich ankommt. Frau Dr. S. ist eine kleine drahtige Frau um die Fünfzig, trägt ihr Blondhaar in einem voluminösen Dutt am Hinterkopf und hatte soeben noch - eine ihrer Angewohnheiten scheint zu sein, im Pluralis majestatis zu sprechen - leutselig gefragt: »So, wieviel Kinder haben wir denn?«

Ich, brutal: »Keine«. Keine Kinder? Keine Kinder! Sie nach längerer Verblüffungspause: »So, und haben Sie sich das auch genau überlegt? Wie lange haben Sie überlegt? Also - vor ein paar Jahren hätte das noch niemand gemacht. Wenn Sie Kinder hätten... Wir schreiben dann immer 'Erfüllter Kinderwunsch.' Aber so ... Also ich verstehe ja, daß Sie in dieser Situation (arbeitslos, kein Mann) darüber zuallerletzt nachdenken. Aber es könnte ja nochmal der Richtige kommen!«

Ich betone, daß ich mich entschlossen habe, und frage, ob sie den Eingriff macht. Sie (lacht schrill): »Nein, natürlich nicht! Das muß stationär gemacht werden.« Neuer Anlauf: »Aber Sie sind doch noch jung! Dreißig ist doch kein Alter!« Sie will mich untersuchen.

Ich frage, wozu das nötig ist, wenn sie mich doch nicht operieren will. (Nötig ist es natürlich in erster Linie für die Kassenabrechnung: Eine Untersuchung dauert vielleicht eine Minute und bringt zwölf Mark). Ob dieser Frage lacht Frau Dr. S. wiederum schrill: »Also ich muß doch wissen, ob Sie keine Geschwüre haben, ob alles in Ordnung ist!«

Diese Untersuchung ist bei weitem die gewalttätigste, die ich jemals bei einem Gynäkologen hinter mich gebracht habe. Frau Dr. Maria S. fährt mit dem Spekulum in mich ein wie der Leibhaftige persönlich, und kennt auch kein Erbarmen. als ich mehrfach Aua! schreie.

Dafür wird das Verhör fortgesetzt. Ihr fällt etwas zu meiner Entlastung ein: Ob ich vielleicht Erbkrankheiten in der Familie hätte? Nicht daß ich wüßte. Ich will nur einfach keine Kinder kriegen. Sie: »Also das ist völlig ungewöhnlich, das ist mir nur sehr selten passiert. Und Sie sind so gut in Ordnung, alles bestens! Es wäre einfach zu schade!«

Ob ich mir nicht vorstellen könnte, doch mal mit einem Mann Kinder haben zu wollen? Ich: Nein, ich wollte von keinem Mann ökonomisch abhängig sein. Das scheint sie echt zu beunruhigen. »Sie haben ja wohl bisher nur schlechte Erfahrungen mit Männern gemacht, aber das heißt doch nicht , daß Sie den Richtigen nicht doch noch kennenlernen. Und wenn der dann Kinder will?«

Ich meine, man kann immer noch eins adoptieren. Diese Möglichkeit verweigert mir Frau Dr. S. rundheraus: Nein, nein, das sei ganz schwer. Und mit Pflegekindern auch. »Wollen Sie es sich nicht doch noch mal überlegen? Ich kann Ihnen doch mal eine Pille mitgehen, das ist eine neue mit ganz geringen Dosen. Überlegen Sie doch mal!«

Ich will weg. Aber diese hartnäckige Missionarin ruht nicht eher, bis sie mir neben der Krankenhaus-Überweisung (wo wahrscheinlich das Verhör noch mal wieder von vorne losgehen würde) auch ein Pillenrezept verschrieben hat: MARVELON.

Diese Pille hat mir bereits ein Berliner Frauenarzt in die Hand gedrückt. Im Begleitheft steht ein WARNHINWEIS**:** »Bei Raucherinnen, die hormonhaltige Arzneimittel zur Schwangerschaftsverhütung anwenden, besteht ein erhöhtes Risiko, an zum Teil schwerwiegenden Folgen von Gefäßveränderungen (z.B. Herzinfarkt, Schlaganfall) zu erkranken. Frauen, die älter als 30 Jahre sind, sollen deshalb nicht rauchen, wenn sie hormonhaltige Arzneimittel zur Verhütung einer Schwangerschaft einnehmen. Wenn auf das Rauchen nicht verzichtet wird, sollen andere Verhütungsmethoden angewendet werden.« An enthaltsamen Tagen rauche ich zwanzig, sonst eher vierzig Zigaretten pro Tag. Danach hat mich allerdings keiner dieser Pillen-Andreher gefragt. Und wer liest schon das Begleitheft, wenn der Arzt die Pille erstmal verschrieben hat.

6. Bei Dr. K. in Freiburg lasse ich mir Diaphragma Nummer drei anpassen. Dr. K. - vielleicht Mitte Vierzig, dunkles schütteres Haar, kühler Technokrat - entscheidet sich nach Anprobe für Größe 80. Ich bitte ihn um einen Spiegel, weil ich selbst einen Blick auf meinen Muttermund werfen will. Da wird Dr. K. ungeduldig: »Es ist nichts zu sehen, da ist alles ganz normal bei Ihnen. Wenn es etwas Abnormes zu sehen gäbe, hätte ich es Ihnen von mir aus gezeigt. Außerdem sind Sie ja wohl nicht zum ersten Mal beim Frauenarzt.« (In Ihrem Alter - das verkneift er sich.) »Und jede Frau weiß ja wohl, wie die weiblichen Geschlechtsorgane beschaffen sind!«

Die Herren des Spekulums verteidigen ihr Terrain: Daß eine Patientin in ihrer Praxis einen Blick auf ihre eigenen Geschlechtsteile tun will, kommt einer Palastrevolution gleich.

7. Noch ein gynäkologisches Tabu: Über Geld wird nicht gesprochen. Geld - was ist das? Das ärztliche Ethos scheint es streng zu verbieten, die Existenz, ja die Möglichkeit einer Bezahlung überhaupt zu erwähnen. Läßt es sich gar nicht umgehen, wird die Erledigung dieser Marginalie schleunigst an die weißbekittelten Vorzimmerdamen delegiert. Geld, igitt.

Im Wartezimmer von Dr. D. in München erhalte ich einen Einblick in das, was Mediziner in ihrer spärlichen Freizeit beschäftigt. Dort liegt nämlich das Magazin »Status«,.»Unabhängige Zeitschrift für Ärzte«.

Inhaltsverzeichnis: Arzt und Politik. Interview mit Dr. Karsten Vilmar: Die neue Gebührenordnung ist so nicht akzeptabel. Konzertierte Aktion: Gesundheitsanbieter lassen sich von Ehrenberg herumschubsen. Geld- und Anlage: Deutsche Börse. Wir schildern das Angebot und die Spesenseite. US-Elektro-Aktien. Eine Chance für mutige Langzeit-Anleger. Maschinenbau-Aktien. »Status« extra, Börse national. Ungünstige Inlandskonjunktur belastet das Kursgeschehen. Wertpapiere des Bundes. Mit alten »Briefen« konnte man gutes Geld verdienen. Ein feiner Anlagesektor. Reisen und Freizeit: Es war einmal ... Der Niedergang der großen europäischen Bäder. Nicht nur die sozialen Veränderungen haben

sich bemerkbar gemacht, mit ihnen hat sich eben auch der Zeitgeist gewandelt. »Status« exklusiv: Wein-Brevier. Edelstein-Depot. Antiquariat.

Von Dr. D. will ich mich sterilisieren lassen, diesmal als Privatpatientin. In seinem erlesen mit Antiquitäten und Perserteppichen ausgestatteten Sprechzimmer - sakrale Attribute: Muttergottes-Ikone und kleiner Hausaltar mit Schnitzfigur und roter Kerze - kommen wir zügig zum Punkt: Wenn ich 25 wäre, würde Dr. D. diesen Eingriff absolut ablehnen. Aber da ich schon dreißig bin, nimmt er an, daß dies bei mir »keine pubertäre Anwandlung« ist.

Jetzt muß er mich nur noch schnell untersuchen, ob ich einen »sauberen, freien Bauch« habe. Dann kann er die Operation per »*Laparoskopie*« machen. Ich habe einen sauberen Bauch. Zu klären bliebe nur noch das Finanzielle.

»Was kostet das?« Dr. D. (blond, Mittelalter, Goldbrille, Typ gut trainierter Tennisspieler) ist peinlich berührt. Also damit kennt er sich nun gar nicht aus. Krankenhaus ... Narkose.. Vielleicht so um die tausend Mark herum, tippt er. Am besten, ich frage mal seine Sprechstundenhilfe, die kann mir das genauer sagen.

Wir einigen uns auf einen neuen Termin. Ich möchte die Konsultation, die exakt von 17.05 Uhr bis 17.13 Uhr gedauert hat, gleich bezahlen. Wieder zuckt Dr. D. gequält zusammen: »Sagen Sie's den Damen im Büro bitte, gell?«

»Und schauen Sie, tun Sie sich erstmal bei Ihrem Mann erkundigen, ne, wie es ist, ne!«

Ich geh raus, die Sprechstundenhilfe geht rein, um sich zu erkundigen, wieviel sie berechnen soll. Nach einer Viertelstunde kommt sie mit der Rechnung und erklärt mir: »Also der Doktor hat gesagt, wir schreiben lieber 'Blutungsanomalie', denn 'möchte Sterilisation', das geht nicht für die Kasse.«

Wieso sie nicht einfach schreiben kann, »Untersuchung und Beratung«, frage ich? Sie lacht: »Na, das ist ja eh drauf! Das ist die Position eins!«

Die Rechnung lautet: Für ärztliche Bemühungen bei Ihnen im IV. Quartal 1981 liquidiere ich DM 71,40

Diagnose: Blutungsanomalie.

Spezif.: E-Adgo 23.11.81 1-65

Siebzig Mark für acht Minuten, das ist, grob umgerechnet, ein Stundenlohn von circa 400 Mark.

8. »Hallooo ... «

Dr. B. in Berlin öffnet die Kabinentür, wirft einen langen Blick auf mich und zieht mich an der Hand ins Untersuchungszimmer. Eigentlich hätte ich mich nach Anweisung der Sprechstundenhilfe »schon mal freimachen« sollen. Ich bin froh, daß ich das nicht getan habe, denn Dr. B. hat für mich etwas absolut Playboyhaftes: Er ist rundlich-untersetzt, vielleicht Mitte Vierzig, redet mit weicher, gutturaler Stimme. Mit solchen Männern bin ich nicht gern allein. Aber dies ist ein ärztliches Sprechzimmer. Und wir sind allein.

Ich möchte eine Verhütungsberatung, weil ich die Pille nicht mehr nehmen will »wegen der Chemie«. Dr. B. pflichtet mir bei: »Gut, warum nicht. Sie haben völlig recht.« Ich sage, daß ich auf keinen Fall Kinder möchte. »Auf keinen Fall? Das gibts auch?« Ja. »Warum nicht, ja. Was sind Sie von Beruf?« Sekretärin. Zur Zeit arbeitslos.

Dr. B. fixiert mich. »Suchen Sie eine Stelle?« Ich etwas überrumpelt: Äh, ja. Ob ich telefonisch zu erreichen sei? Nein, im Moment noch nicht, ich sei gerade erst angekommen in Berlin. »Ach so, Sie waren in Westdeutschland. Wenn ich fragen darf: Was haben Sie da verdient? Äh, 2500 Mark. »Rufen Sie mich mal an, wenn Sie Telefon haben? Gut. Ich habe einen Freund im Auge, aber der ist gerade verreist, heute ist er weggefahren. Aber nicht lange. Gut, jetzt gehen wir weiter.«

Ein Gynäkologe als Stellenvermittler. Mir fällt eine Szene aus dem Film »Die Verweigerung« von Claude Goretta ein: Arbeitslose Sekretärin aus der Provinz sucht in Paris eine Stelle. Der erste Arbeitgeber, bei dem sie sich vorstellt, greift ihr ebenso gelangweilt wie selbstverständlich in die Bluse.

»Ohne Untersuchung geht das nicht, daß Sie mir etwas empfehlen?« frage ich verlegen. Dr. B.: »Nein, es ist besser, wenn ich Sie untersuche, damit ich weiß, wie der Muttermund darin aussieht, wie der Cervix, wie die Gebärmutter, ob da jetzt eine andere Anomalie vorliegt, ja?«

Was kann ich dem entgegenhalten? Die Fleischbeschau ist medizinisch notwendig. Während der Untersuchung murmelt Dr. B., daß mein »rechtes Ovar vergrößert« sei, und das linke »ziemlich strähnig« (?). Das klingt bedrohlich. Ich steige vom Stuhl, er stellt sich vor mich, sagt: »So. Und jetzt die Brust«, und beginnt ohne zu zögern mein Kleid vorne aufzuknöpfen. Dabei nimmt er spielerisch den dünnen Stoff zwischen zwei Fin-ger, blickt mi in die Augen und flüstert: »Schön ... «

Hinterher habe ich mich gefragt, wieso ich nicht um mich geschlagen habe. Aber Dr. B. ist schon wieder ganz Arzt und fängt die Situation auf, indem er eine handfeste Diagnose liefert: Meine Brüste seien »*mastopathisch*« verändert, das käme sicher von der Pille, ich müßte nochmal wiederkommen zur Krebsvorsorge.

Er drückt mir einen Zettel in die Hand, Termin in drei Wochen, und ruft hinter mir her: »Sie melden sich, wenn Sie Telefon haben, nicht?«

Nach diesem Besuch fühle ich mich noch stundenlang gedemütigt, angeekelt, beunruhigt und verwirrt. Ich frage mich, ob ich die Rundreise durch deutsche Gynäkologen-Praxen noch fortsetzen kann. Männerblicke in der U-Bahn machen mich aggressiv, gleichzeitig empfinde ich mich als ohnmächtig: Dr. B. hatte ja für sein Verhalten sofort ein medizinisches Alibi parat. Und der Krebs? Vielleicht ist da tatsächlich irgend etwas?

»Mastopathie« ist eine »Erkrankung der Brustdrüsen«. Dr. B.'s Kollegen haben an mir keinerlei kranke Brustdrüsen entdeckt; Eine Exklusiv-Diagnose also.

9. Neubau, Beton und Stahl. Unten eine Apotheke, an der Tür mehrere Arztschilder. Das typische bundesdeutsche Ärztehaus. Diesmal in Paderborn.

Leise Musik plätschert in Dr. G.'s Praxis aus versteckten Lautsprechern. Im Wartezimmer Grünpflanzen-Arrangements und Schalensitze, dazu passend brauner Teppichboden und drei makellose, junge Sprechstundenhilfen. Neben mir wartet eine ältere schmale Frau, und liest mit entsetzten Augen in der Broschüre »Die Totaloperation«. Textprobe: »Es gibt immer wieder Stimmen, die von unnötigen Eingriffen sprechen, und das vor allem in bezug auf Gebärmutteroperationen. Das mag in einzelnen Fällen berechtigt sein. Zahlenvergleiche allein aber geben ein falsches Bild ... «

Dr. G. ist ein nüchterner Mitvierziger. Ich erläutere ihm, daß ich manchmal Schmerzen beim Verkehr habe. Daß ich Bedenken gegen die Pille hätte, aber auch auf keinen Fall Kinder haben wolle. »Kann es sein, daß Sie dabei verspannt sind, weil Sie Angst vor dem Kinderkriegen haben?« J , das sei gut möglich. Nun, wenn ich die Pille nicht wolle, sei das Problem so gut wie unlösbar, das wisse ich selbst am besten!

»Oder wollen Sie etwa eine radikale Lösung?«

Daran hätte ich auch schon gedacht: Ob er mich sterilisieren würde? Dr. G. schweigt einen Moment, perplex. Dann sagt er: »Da müssen Sie schon nach Holland fahren. Oder in eine Großstadt wie Hamburg. In Paderborn gibt es keinen Arzt, der das macht.«

Ich erfahre, daß mich in Paderborn niemand von meiner Gebärfähigkeit befreien würde, weil ich keine Kinder habe. Außerdem würden 30 Prozent der Frauen die Operation sowieso hinterher wieder rückgängig machen wollen. Neulich sei sogar eine 18jährige zu ihm gekommen, die »in diese Welt keine Kinder setzen« wollte, »aber das ist ja genauso ein Argument wie der Kampf gegen Atomkraftwerke nach der Devise, der Strom kommt ja eh aus der Steckdose!« sagt Dr. G.

Wir verabreden eine Untersuchung wegen der Schmerzen. Ich lerne eine neue Variante des Sado-Stuhls kennen: Dieser ist per Fußhebel fahrbar. Grillhühnchen-Effekt: Der Stuhl fährt hoch, gleichzeitig schwingen die Beinhalter auseinander, ich werde vollautomatisch im Schritt weit auseinandergespreizt und liege nun muttermundgerecht vor dem Kolposkop. Dr. G. hantiert in mir herum. Ich frage, was er macht. Er, höflich bemüht, (ich bin Privatpatientin): »Ach, ich dachte, Sie wüßten, was beim Frauenarzt passiert! « Unterschwelliger Vorwurf. Also, wie in der Schule: »Dies hier ist ein Spekulum.« (Ton langsam, dozierend). »Damit betrachte ich den Muttermund.«

Kann ich auch mal sehen? »Nein, da müßte ich hier« - zeigt schräg hinter sich - »einen Spiegel haben.« Er ist sichtlich verwundert über dieses Ansinnen. Bin ich die erste, die sowas fragt? Ja.

Über das Ergebnis der Untersuchung teilt er mir mit, daß ich völlig in Ordnung sei: Keine Geschwüre, nichts Abnormes. Ein Bluttest ergibt auch keinerlei entzündliche Prozesse. Demnach müssen die Schmerzen von »Verspannungen« herrühren. Dr. G. empfiehlt mir den Besuch beim Psychotherapeuten.

Diagnose laut Rechnung: *Parametropathia Spastika*.

10. Einen Tag später, in Detmold, ist ein »*Ektopium*« an meinem Muttermund aufgetaucht. Dr. H. hat es entdeckt, sagt aber, daß das harmlos sei.

Bei Dr. H. lasse ich mir Diaphragma Nummer vier verschreiben. Dr. H. ist ein älteres Semester, er klärt mich sachlich, präzise und vernünftig über die verschiedenen Verhütungsmethoden (Pille, Spirale oder Dreimonatsspritze) auf und sagt, daß er Diaphragmen »schrecklich« findet, weil »es eben doch nur sicher ist in Verbindung mit. so einem chemischen Ding, und Sie müssen sich jedesmal so ein Ding vorher reinpraktizieren, nicht.« Aber »an mir soll das nicht scheitern! «

Was mich an Dr. H. etwas irritiert: Er sitzt mir an seinem Schreibtisch gegenüber in einer großen Schlachterschürze aus Gummi, die ihm über den Kittel bis an die Füße reicht. Seine linke Hand steckt in einem Plastikhandschuh.

Dr. H. entscheidet sich für Diaphragma Größe 65. Ich bezahle die Konsultation im Vorzimmer bei seiner Frau, »das ist mein Finanzminister«.

Nunmehr habe ich die freie Auswahl zwischen den Diaphragmen Nr. 60, 65, 70 und 80. Zwischen 60 und 80 Millimetern Durchmesser liegen zwei Zentimeter Größenunterschied. Ein Gynäkologe, dem ich das erzähle, ist entsetzt: »Zwischen 60 und 80 darf man sich auf keinen Fall irren.« Er meint, »daß Ärzte vielleicht oft Angst haben, die großen Diaphragmen zu zeigen, weil die so riesig aussehen«. Außerdem »wissen sie anscheinend oft nicht, wie die liegen müssen ... «

11. Hamburg. Das Gelobte Land der Gynäkologie: »Wenn'S einen Abbruch haben wollen, müssen'S nach Hamburg fahren.« So war der Rat in Passau. Und in Paderborn: »Sterilisation - in Hamburg oder Holland.«

Hier gerät meine Reise durch deutsche Frauenarztpraxen endgültig zum Horrortrip.

Dr. E.'s Praxis im feinen Stadtteil Harvestehude ist eingerichtet wie der Salon eines Antiquitäten-Fans mit Vorliebe für bäuerliches Barock: Schnörkelstühle, Truhen, Schnitzschränke, dazu viel schweres Messing- und Kupfer-Ziergerät. Am Empfang sitzt Frau E., gekleidet in ein beiges Kaschmir-Komplet. »Solarium - bräunt ohne Verbrennungen«, verkündet ein Schild an der Wand. Außerdem werden »*Frischzellentherapie*, *Wiedemannkuren*, Regenerationsbehandlungen hier ambulant oder stationär durchgeführt«. Ich fülle einen kleinen Zettel mit meinen Angaben zur Person: Adresse, Geburtsdatum, Beruf des Ehemanns (nicht etwa meiner).

Um 10.40 Uhr geleitet Frau E. mich eine Etappe näher an den Oval Room ihres Gatten. Hier wirft eine rosafarbene Ampel nur noch schummriges Licht. Fünf Minuten später darf ich das Allerheiligste betreten.

»Irgendwelche Beschwerden?« fragt Dr. E. Er ist an die Sechzig, also wohl um etliches älter als seine elegante Frau, auf herablassende Weise freundlich. Ich sage meinen Spruch auf: Manchmal Schmerzen, Abneigung gegen die Pille. Welche Verhütungsmethode er mir empfehlen kann?

»Spirale oder Zäpfchen. Aber erst mal sehen, ob Sie in Ordnung sind«, sagt Dr. E. und erhebt sich, um ins Untersuchungszimmer zu gehen. Wieder bin ich es, die nachfragen muß: Was kostet eine Spirale, was hat sie für Nebenwirkungen, was hat er für Erfahrungen damit gemacht? Dr. E. geht nur kurz darauf ein: Er will mich unbedingt untersuchen.

Auf dem Stuhl tastet er mich grob ab. Es tut weh. »Parametritis.« murmelt er zur Sprechstundenhilfe. Dann nimmt er das Spekulum, wirft einen Blick in mich und sagt brutal: »Sie haben ein Geschwür am Muttermund.«

Jetzt geht es für mein Empfinden rasend schnell, ich frage verwirrt: »Und das können Sie mit bloßem Auge erkennen?« und richte mich halb auf, und da hat er schon eine Art Zange in der Hand, sagt etwas von »Das müssen wir einschicken«, ein bohrender Schmerz - »Kopf zurücklegen, bitte!« - an die Sprechstundenhilfe das Kommando »Pfropf mit Albothyl flüssig!« und zu mir: »Das war alles! War das schlimm?«

Als ich vom Stuhl steige, bin ich völlig zittrig. Geschwür - er hat mir was davon abgeschnitten - einschicken - Parametritis - die Sprechstundenhilfe soll mir Blut abnehmen, »daß wir sehen, ob Entzündungen da sind.« Sie sagt: »Dann müssen Sie noch zehn Minuten auf das Ergebnis der Senkung warten.«

Ob ich den Doktor nochmal sprechen werde? Sie:»Nein, eigentlich nicht. Wollen Sie noch mal mit ihm reden? Dann sage ich Bescheid.« Ich will allerdings. In der Zwischenzeit versuche ich mich zu beruhigen, mir vorzureden: Dies ist der elfte Arzt, es kann gar nicht sein, noch fünf Tage vorher war da nur ein harmloses Ektopium, er hat noch nicht mal ein Kolposkop benutzt...

Ruhiger werde ich davon nicht. Die Sprechstundenhilfe kommt und gibt mir ein Rezept. »So, Phlogont-Zäpfchen bekommen Sie. Eine am Tag in die Scheide einführen.« Sind das Verhütungszäpfchen? »Nein, das ist wegen dieser Parametritis.« Nach fünf Minuten erscheint Dr. E. wieder und erklärt mir, was Parametritis ist: »Die Bänder sind etwas verdickt und druckempfindlich. Akut ist das aber nicht, das ist chronisch. Und das (zeigt auf das Rezept) löst das auf.«

Ich frage nach dem Geschwür, wie groß es ist. »Viertelpfennig.« Und was kann das sein, etwa Krebs? »Das sieht nach einer kleinen gutartigen Entzündung aus. 95 Prozent ist es nichts, nur grundsätzlich muß man das ausschließen.«

In acht Tagen soll ich wiederkommen, dann ist der Befund da. Frau E. gibt mir einen neuen Termin.

Mit weichen Knien verlasse ich die Praxis. Krebs, Krebs, Krebs. Wenn da nun doch etwas ist? Von der Redaktion aus rufe ich nochmal in der Praxis an: Ich hatte vergessen, nach dem Ergebnis der Blutsenkung zu fragen. Die sei negativ, alles in Ordnung, wird mir mitgeteilt.

Bleibt eine Woche Angst.

Später am Tag telefoniere ich mit einem kritischen Gynäkologen, den ich ins Vertrauen ziehe. »Ohne Ihre vorherige Einwilligung hätte der Arzt überhaupt nicht schneiden dürfen!« sagt er. Es ging alles so schnell- ich kann mich nicht erinnern: ob Dr. E. mich um Erlaubnis gefragt hat. Das Verfahren selbst nennt der Gynäkologe »medizinisch obsolet«: »Er kann doch nicht eine Probeexzision ohne vorherigen Krebsabstrich und Kolposkopie machen! «

Ein Krebs-Vorstadium sei nur kolposkopisch zu erkennen. Bei einem fortgeschrittenen Krebs sei eine Exzision sogar gefährlich, und außerdem reiche das Ergebnis nicht für einen eindeutigen Befund: Die Patientin würde, wenn der Befund negativ sei, in falscher Sicherheit gewiegt.

Ich: Warum hat er das denn dann überhaupt gemacht? »Na, bei der Gynäkologen-Dichte von 200 bis 220 Ärzten in Harnburg müssen die sich eben was einfallen lassen, um auf ihre Kosten zu kommen. Manche knapsen dann eben beim Patienten herum: Das ist ein kleiner operativer Eingriff, das rechtfertigt es, den Patienten nochmal zu bestellen, als nächstes wird er Ihnen eine *Elektrokoagulation* vorschlagen, dann muß er das Ergebnis nochmal überprüfen, also müssen Sie wieder hin - So macht man aus einem Menschen einen Patienten.«

Acht Tage später bin ich zum zweiten Mal in Dr. E.'s Praxis. Dr. E. teilt mir mit, daß das Untersuchungsergebnis noch nicht da sei; ich solle Anfang der Woche wiederkommen. Diesmal will er nur nachsehen, »ob die Wunde von der Probeexzision gut verheilt ist«.

Ob die Wunde gut verheilt ist!

Mich packt eine Wahnsinnswut. Ich verweigere die Untersuchung und will gehen. Frau E., die meinen Gefühlszustand mitbekommt, hält mich auf und ruft beim Histologen an. Der Befund ist negativ: »Nichts Malignes.« Ob ich einen neuen Termin haben wolle für die Elektrokoagulation?

So macht man aus Menschen Patienten.

Was die »Parametritis« betrifft: Entzündungen, auch chronische, müßten im Blutbild erkennbar sein, informiert mich mein ärztlicher Berater. Bei einer negativen Senkung sei also keine Entzündung vorhanden; Es sei völlig absurd, ein Medikament wie Phlogont, das im Beipackzettel als »stark wirksames Arzneimittel« bezeichnet wird, ohne akuten Anlaß zu verordnen.

12. Nachspiel in Freiburg: Privataudienz bei Prof. H., dem Chef der Uni-Frauenklinik. Die Klinik ist vor anderthalb Jahren etwas in die Schlagzeilen geraten, als Studenten aussagten, ihnen werde dort beigebracht, bei Witwen nach Gebärmutterentfernungen die Scheide zuzunähen.

Als Nicht-Witwe entgehe ich diesem Schicksal. Prof. H., der Zwölfte im Bunde, untersucht mich im Gegenteil sehr gründlich und zeigt mir hinterher in einem gynäkologischen Lehrbuch, wie mein Muttermund aussieht: Rund, rosig, glatt, mit einer leicht quergestellten Öffnung.

Diagnose: »Sie sind völlig in Ordnung.« Ich wills nicht glauben und frage, ob er - anderthalb Wochen nach Hamburg - irgendwelche Geschwüre gesehen hat? »Man erkennt, daß sie eine Ektopie hatten, aber die ist weg.« Pilze, Bakterien? »Nichts, absolut nichts.«

Womit ich, ohne ein einziges Medikament zu nehmen, wieder am Ausgangspunkt angelangt wäre. Ganz ohne Chemie entkomme ich natürlich auch Prof. H. nicht: Für meine » Sexualprobleme« verschreibt er mir GYNO-DAKTAR. Nebenbei gesagt, ein Breitspektrum-*Antimykotikum*, 40-Gramm-Tube mit Applikatoren DM 21,26. Ich soll es nicht als Medizin nehmen, sondern als Aphrodisiakum: »Damit reiben Sie sich ein, das ist so schön samtweich beim Verkehr.«

Ende der Geschichte? Weit gefehlt. Nach der Rückkehr aus Freiburg erreicht mich ein Brief aus München: Der Zellabstrich hat »Entzündliches« ergeben, neuer Termin erforderlich, Rezept liegt bei. Also doch krank? Ich erinnere mich, daß Dr. K. in Freiburg, zwei Tage nach München, ebenfalls einen zytologischen Abstrich gemacht hat. Anruf in Freiburg. Die Sprechstundenhilfe: »Bei Ihnen ist alles in Ordnung, Frau Rosenbladt.«

KONKRET wird die Berichterstattung zu diesem Thema fortsetzen. Im nächsten Heft nimmt Prof. Dr. Gerhard Amendt, Vorstandsvorsitzender der PRO-FAMILIA Bremen, Stellung

---

* Auf Anraten unseres Anwaltes veröffentlichen wir nur die Initialen der besuchten Ärzte. Die Adressen liegen der Redaktion vor

**Eine genaue Erklärung aller medizinischen Fachausdrücke in diesem Artikel finden Sie auf Seite 34

Androgene: Sexualhormone, die u.a. die Ausbildung der sekundären männlichen Geschlechtsmerkmale bestimmen **Antimykotikum:** Mittel gegen Pilzzinfektion **Cervix:** hier: Gebärmutterhals, der unterste Abschnitt der Gebärmutter **Diaphragma:** Scheidenpessar. Eine Gummikappe, die vor dem Verkehr eingelegt wird und den Muttermund vor den Spermien abschirmt. Gibt es in verschiedenen Größen, die individuell angepaßt werden müssen. Neben dem Kondom das billigste und unschädlichste Verhütungsmittel (16 bis 23 Mark, Haltbarkeit drei Jahre) **Ektopie:** (Harmlose) Ausstülpung

der Muttermundschleimhaut **Ellektrokoogulotion:** Gewebeverätzung durch Strom **Intrauterinpessar:** auch »Spirale«, wird zur Empfängnisverhütung in die Gebärmutter eingelegt **Mostophat:** hier: allgemeine Bezeichnung für Erkrankungen der Brustdrüse **Ovor:** Eierstock **Probeexzision:** Herausschneiden eines Gewebestückes zur Untersuchung **Laparoskopie:** eigentlich: Untersuchung der Bauchhöhle mit dem Loparoskop **Kollposkop:** vergrößerndes Spiegelgerät zur direkten Untersuchung des Scheideninneren **Parametritis:** Entzündung des Beckenbindegewebes **Parometropathie spostica:** Krämpfe im Bereich des die Gebärmutter stützenden Beckenbindegewebes **Testosteron:** Hormon der männlichen Keimdrüsen **Zytologischer Abstrich:** Abstrich von Zellgewebe zur Erkennung bösartiger Gewebserkrankungen

---

Kasten »Aufruf!« auf Seite »34«

Aufruf!

Gewalt gegen Frauen - nirgendwo wird sie so unbehelligt ausgeübt wie in den Sprechzimmern von Gynäkologen. Bevormundung, demütigende Behandlung, Menschenversuche, unnötige Operationen, Zwangssterilisation bei Abtreibungen: Die Liste ihrer Vergehen ist lang. Doch die Männer im weißen Kittel können sich sicher fühlen, denn die meisten ihrer Opfer schweigen - aus Scham und Angst. Dieses Tabu muß gebrochen werden! Das ist mühselig, und der Kampf der Frauenbewegung ist noch lange nicht zuende. Deshalb bitten wir: Frauen, schreibt Eure Erfahrungen mit Gynäkologen auf l Laßt uns GEWALT, auch wenn sie von den ärztlichen Fach-Männern als medizinisch notwendig verbrämt wird, beim Namen nennen! Schickt uns Eure Berichte zum

Stichwort GYNÄKOLOGIE -

Neuer Konkret Verlag

Osterstraße 124

2000 Hamburg 19

Konkret 03/82, S. 36

Karl Unger

Wenn Phoenix stirbt

Wenn die Schlote der Hermannshütte Werk Phoenix in Dortmund nicht rauchen, sind wieder 10.000 Arbeitsplätze weg. Und während die SPD/FDP-Koalition in Bonn mit einem Beschäftigungsprogramm den Großen ihre neuen Dienstwagen verbilligt und den Kleinen Mieterhöhungen beschert, haben die Stahlarbeiter resigniert. Auch von ihrer Gewerkschaft haben sie nichts zu erwarten

Eigentlich müßte es bereits ticken. Ende Oktober vergangenen Jahres warnte Ehrenfried Kulozik, Direktor des Dortmunder Arbeitsamtes: »Wenn wir in den Bereich zweistelliger Arbeitslosenziffern kommen, dann sitzen wir auf einer Zeitbombe.« Schon einen Monat später wurde in der Stadt die 10 Prozent-Marke überschritten. Doch davon sieht und hört man in Dortmund wenig.

Der Handel war mit dem Weihnachtsgeschäft wie immer nicht sonderlich zufrieden, aber das gilt nicht nur für Dortmund. So mancher Wirt klagt neuerdings über Einbußen, doch insgesamt macht »Europas Bierstadt Nr. l« ihrem Namen alle Ehre, auch was den Umsatz betrifft. Und wenn am Samstag weniger Fans ins Westfalenstadion kommen, dann hat das allenfalls mit Form und Tabellenplatz der Borussen zu tun.

Es gab auch keinen Aufschrei im Revier, als bekannt wurde ' daß im Dezember 1981 zum erstenmal in der Geschichte des Landes mehr als eine halbe Million Menschen an Rhein und Ruhr ohne Arbeit waren und Dortmund den traurigen Rekord der höchsten Arbeitslosenquote für sich in Anspruch nehmen konnte. Es scheint, als hätten sich die Menschen im Ruhrgebiet, wo der Arbeitslosenanteil seit 1974 immer über dem Bundesdurchschnitt liegt, damit abgefunden.

Da ist zum Beispiel Hoffie, 19 Jahre alt, gelernter Großhandelskaufmann und seit Juli arbeitslos. Nach der Lehre war er schon einmal mehrere Monate ohne Job. Damals bekam er Geld vom Sozialamt. »Ich bin spät aufgestanden, dann sofort ab in die Kneipe und habe mir fast jeden Tag den Arsch zugezogen bis zum Stehkragen.« Dann hat ihm sein Vater eine Stelle als Hilfsarbeiter in der Maschinenfabrik, in der er selbst arbeitet, besorgt. Daß sie ihn da entlassen haben, hält Hoffie für »normal«, ist er doch als letzter angestellt worden. Arbeitslosigkeit gehört für ihn irgendwie schon zum Alltag, und er wird jetzt auch leichter damit fertig als früher. Denn noch bekommt er 800 Mark Arbeitslosengeld und kann bei seinen Eltern wohnen.

Manchmal konnte er noch so nebenbei in einer Transportfirma ein paar Mark verdienen, aber das ist jetzt auch vorbei, seit immer mehr Polen ins Ruhrgebiet gekommen sind und »für'n Appel un' Ei malochen«. Wenn ihn überhaupt etwas stört, dann ist es das »Gelabere« derer, die sagen: Wer arbeiten will, bekommt auch Arbeit. Einer, der immer diesen klugen Satz sagte, war sein Vater. Heute ist auch der still, weil er selbst entlassen wurde. Mit dem Saufen hat Hoffie kaum noch Probleme. Nur an den Tagen, wo er sich so ganz überflüssig vorkommt, geht er in die Kneipe und haut sich den Schädel voll.

Vielleicht hat der Direktor des Arbeitsamtes doch recht, wenn er meint: »Arbeitslosigkeit ist heute keine Schande mehr.« Jeder Arbeitslose könne mit stolz erhobenem Haupt in sein Amt kommen, denn er fordere nur Leistungen, für die er bereits bezahlt habe.

Über 40 Millionen Mark hat das Dortmunder Arbeitsamt im vergangenen Dezember an Arbeitslosengeld und -hilfe einschließlich Kranken- und Rentenversicherung ausgezahlt. Im Durchschnitt sind das 1.200 Mark für jeden Arbeitslosen bzw. noch rund 950 Mark für jeden Arbeitslosenhilfeempfänger. Wenn man sich etwas einschränkt, und darin haben die Arbeiter im Revier eine jahrzehntelange Erfahrung, läßt es sich davon leben. So nebenbei findet sich manchmal auch ein Job, um das Budget aufzubessern. Nicht zufällig beklagte die Dortmunder Handwerkskammer einen Anstieg der bekannt gewordenen Fälle von Schwarzarbeit um 60 Prozent im vergangenen Jahr. Anke ist 19 Jahre alt, von Beruf Friseuse und bekommt im Monat 412,80 DM Arbeitslosengeld. Für ihre zwanzig Quadratmeter große Wohnung zahlt sie 230 DM. Einmal in der Woche geht sie in eine Disco und leistet sich ein Glas Fanta oder einen »Krefelder«, und alle zwei Monate kann sie sich ein neues Kleidungsstück kaufen. Über die Runden kommt Anke nur, weil die Eltern mit Lebensmitteln aushelfen und sie allen Bekannten die Haare machen kann. Die geben ihr dafür ein Drittel, höchstens die Hälfte dessen, was sie beim Friseur bezahlen würden.

Daß sie wenig Geld hat, ist für Anke nicht so schlimm. Als Friseuse verdient sie auch nur knapp über 600 Mark im Monat. **Viel schwerer wiegt, daß man ihr ein Stück ihrer Persönlichkeit genommen hat: »Ich komme mir richtig unvollständig vor und habe zu nichts mehr Lust. So gegen 12 Uhr stehe ich auf, manchmal auch später, wozu soll ich denn auch aufstehen?** Dann räume ich die Wohnung auf, jeden Tag, irgendetwas muß ich doch tun. Nachmittags helfe ich meiner Mutter. Unterhalten tun wir uns kaum noch, ich weiß doch gar nicht, worüber ich reden soll. Wenn du nichts erlebst, kannst du auch nichts erzählen. Abends setze ich mich vor die Glotze.«

Psychische Schäden werden von keiner Statistik erfaßt, sie sind auch kein Thema für Politiker. Die Presse beschäftigt sich damit nur, wenn es zu sensationellen Kurzschlußhandlungen kommt, wie im Falle des Peter M., der mit einer

Gewehrattrappe im Schwerter Bundesbahnstellwerk eine Geisel nahm, um Ehrenfried Kulozik sprechen zu können, weil sein offenbar berechtigter Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung vom Sachbearbeiter nicht anerkannt worden war.

Statistiken vermitteln häufig falsche Eindrücke, wie den, daß jeder erfaßte Erwerbslose auch Leistungen vom Arbeitsamt bekommt. Von den über 29.000 Menschen, die im Arbeitsamtsbezirk Dortmund das Jahr 1982 ohne Beschäftigung begannen, erhält über ein Drittel kein Geld von dort.

Sie sind auf Sozialhilfe angewiesen, wie beispielsweise Heinz, der mit seiner Frau und fünf Kindern auf 65 Quadratmetern in der Obdachlosensiedlung Maiglöckchenweg in Dortmund-Sölde lebt. Der gelernte Maurer ging, als er nach Dortmund kam, erstmal in den Pütt und brachte es bis zum Hauer. Nach einem Arbeitsunfall, Schlüsselbeinbruch, kehrte Heinz zurück auf den Bau. Dadurch verlor er den Anspruch auf eine Werkswohnung, und für die damals neunköpfige Familie fand er in Dortmund keine Wohnung. Er wurde in eine Obdachlosensiedlung eingewiesen, aber noch war der soziale Abstieg aufzuhalten. Acht Jahre arbeitete Heinz bei einer Firma, die Fertiggaragen herstellte. Als das Unternehmen pleite machte, lag er im Krankenhaus. Wieder ein Arbeitsunfall, diesmal eine Rückgratverletzung.

Das war 1972, und Heinz, damals 36 Jahre alt, mußte stempeln gehen. ()her Jahre war er nicht zu vermitteln, denn die Verletzung an der Wirbelsäule hatte einen dauernden Schaden hinterlassen. Finanziell schaffte es die Familie noch so halbwegs, denn er hatte Anspruch auf Arbeitslosenhilfe, das sind 58 Prozent seines letzten Lohnes. Schließlich schlug ihm ein Sachbearbeiter vor, es noch einmal am Bau zu versuchen, und vermittelte ihn an ein Abbruchunternehmen. Die schwere körperliche Arbeit hielt Heinz nur vier Wochen durch. Dann stellte ein Amtsarzt fest, daß er maximal vier Stunden am Tag arbeiten darf.

Heinz, der so gerne arbeiten wollte, wird nun dafür bestraft. Die Arbeitsaufnahme hatte seinen Anspruch auf Arbeitslosenhilfe beendet, aber vier Wochen Arbeit waren zu wenig, um einen neuen Anspruch zu begründen. Seither, das sind inzwischen fünf Jahre, lebt er vom Sozialamt. Einmal im Monat geht er zum Arbeitsamt, nicht weil er glaubt, daß sie einen Job für ihn haben. Vielmehr braucht er für das Sozialamt die Bestätigung, daß er nicht vermittelbar ist. Ohne Formular kein Geld.

Ans Saufen ist er zwischendurch auch gekommen. »Das ist das einzigste, was wir machen können«, meint Heinz, und dann macht er eine lange Pause und sagt: »Mit mir ist doch nichts mehr los.« Dabei gehört er zu den Aktivsten der vom Diakonischen Werk initiierten Selbsthilfegruppe. Seit der Gründung des Gemeinschaftszentrums in der Siedlung fungiert er als unbezahlter Hausmeister. Ein Sozialarbeiter bestätigt, daß ohne Heinz das reibungslose Funktionieren dieser Einrichtung nicht möglich wäre.

Aber richtig ist auch, daß Heinz sich nur noch im Schutz einer Gruppe dorthin begibt, wo er früher häufig war: auf dem Sportplatz und in der Kneipe. Seit über einem Jahr hat er sich nicht mehr allein in die fremde Welt getraut. Und die beginnt da, wo der Maiglöckchenweg in die Begonienstraße mündet.

Am Heiliger Weg, gleich neben Güterbahnhof und Großmarkt, ist die Schnelldienstvermittlung des Arbeitsamtes, da kann man jeden Morgen ein paar vom Maiglöckchenweg treffen. **Kurz vor sechs Uhr stehen dort manchmal schon 100 Mann, die ersten sind schon um Mitternacht gekommen. Wenn es ein guter Tag ist, dann werden fünf oder sechs, vielleicht sogar acht für ein paar Stunden Arbeit bekommen.**

Zwanzig nach sechs erscheint Herr König und benimmt sich wie ein solcher. »Ich bin hier der Hausherr«, verkündet er, räumt erstmal pedantisch seinen Schreibtisch auf und läßt die Männer weiter warten. Doch zu Herrn König muß man freundlich sein, denn er stellt die Bescheinigung für das Sozialamt aus, daß man nicht vermittelbar war.

Die Zahl der Sozialhilfeempfänger in Dortmund hat sich innerhalb von zehn Jahren um über 120 Prozent erhöht. Von den mehr als 11.500 Menschen, die heute Unterstützung bekommen, sind 12 Prozent Arbeitslose. Dieser Anteil, seit Monaten im Steigen begriffen, wird weiterhin zunehmen. Die Ursache dafür liegt weniger in der Flaute auf dem Arbeitsmarkt als vielmehr in den Bonner Sparbeschlüssen. Denn die Anspruchsgrenzen für Arbeitslosengeld und -hilfe wurden eingeengt. Daran ändert auch Minister Ehrenbergs großseitige Anzeigenkampagne »Soziale Sicherheit« nichts.

Aber noch geht in Dortmund der Arbeitslosen wegen keiner auf die Barrikaden, die Arbeitslosen selbst schon gar nicht. Daß es so bleibt, hält Direktor Kulozik auch für eine Aufgabe des Arbeitsamtes. Es habe dafür zu sorgen, »daß die Arbeitslosen pünktlich ihre Leistung bekommen, damit sie nicht auf die Straße gehen und sich mit Gruppen solidarisieren, die möglicherweise nur darauf warten.« Eine Anstrengung, die kaum nötig ist, denn das Verständnis, das die Betroffenen und ihre Mitbürger von der Arbeitslosigkeit haben, läßt für solidarisches Handeln wenig Raum.

»In ihrem Bewußtsein ist nicht, daß wir in einer Zeit der Massenarbeitslosigkeit leben«, sagt Pastor de Boer vom Evangelischen Gemeindezentrum in Hörde, einem der traditionsreichen Arbeiterbezirke Dortmunds, »sondern: Du hast versagt. Und deswegen schämen sie sich ihrer Arbeitslosigkeit.«

An Gegenwehr ist unter solchen Umständen nicht zu denken, obwohl in Dortmund manches einfacher ginge. Die wichtigste Gewerkschaft, die IG Metall, fällt ihre Entscheidungen hier nicht auf Betriebsebene, sondern in

Stadtteilgruppen. Darum können auch die arbeitslosen Metaller weiter an den Beschlußfassungen teilnehmen. Aber bis jetzt hat noch keiner konkrete Aktionen von seiner Gewerkschaft gefordert. Dazu Ubbo de Boer: **»Am Anfang, und wir sind trotz dieser hohen Arbeitslosenquote erst am Anfang, trifft es die Schwächsten und das Schlimme ist, daß sich diese schwachen Glieder ihrer Schwäche bewußt sind, aber nicht darüber, daß sie Opfer der Gesellschaft sind.«**

Wenn selbst in einer Arbeiterstadt wie Dortmund den Arbeitslosen ein Hauch von Asozialität anhaftet, dann läßt sich das Problem leicht verdrängen. Zudem arbeitet man in dieser Stadt gerne mit »bereinigten« Arbeitslosenzahlen: Die »freigesetzten« Hoesch-Arbeiter werden nicht als richtige Arbeitslose gezählt. Denn die mit 55 Jahren über einen Sozialplan abgegangenen Hoeschianer suchen keine Arbeit mehr. Wer jahrzehntelang in Wechselschicht im Stahlwerk gearbeitet hat, der ist froh, aus der Maloche rauszukommen, auch wenn er Einkommenseinbußen hat.

Der Hoesch-Konzern hat das Kunststück fertiggebracht, seit Oktober 1979 immerhin 6.500 Arbeitsplätze wegzurationalisieren, ohne daß es zu Massenentlassungen gekommen ist. In diesem Jahr sollen mindestens 2.000 Beschäftigte ihren Arbeitsplatz verlieren.

Bis 1984, so will es der Plan des Vorstandes, soll die Belegschaft, die 1979 noch über 23.000 Mann umfaßte, auf 13.000 reduziert werden. Dann wird die Stahlerzeugung auf die Westfalenhütte konzentriert sein, die Werke Union und Phoenix werden geschlossen. Wenn Phoenix einmal tot ist, spätestens 1987, dann ist auch der heute noch lebendige Stadtteil Hörde tot.

Betriebsrat und Belegschaft haben diesem Aufsichtsratsbeschluß zähneknirschend zugestimmt. Denn die Alternative wäre, so wurde ihnen gesagt, die Stahlbasis Dortmund ganz dicht zu machen. Die Kollegen im Betrieb, so berichtet ein Vertrauensmann der IG Metall, diskutieren inzwischen ganz offen, ob das Werk nicht auf acht- oder neuntausend Mann runterfahren wird. Jeder könne sich inzwischen ausrechnen, wann er entlassen würde. 1990, so schätzen Pessimisten, wird ein Viertel aller Dortmunder ohne Arbeit sein.

Nach einer gerade vorgelegten Studie der Industrie- und Handelskammer müßten bis 1990 an die 40.000 neue Arbeitsplätze neu eingerichtet werden, um die erwerbsfähige Bevölkerung Dortmunds zu beschäftigen. Stattdessen sind in den letzten zwanzig Jahren rund 50.000 Arbeitsplätze vernichtet worden, die nur zum geringen Teil durch neugeschaffene Stellen im Dienstleistungssektor ersetzt werden konnten.

Was in Dortmund heute geschieht, kann der Anfang vom Ende des Reviers sein. Andere Städte werden folgen. Gelsenkirchen ist bereits dabei. Im Sommer soll der letzte Hochofen des »Schalker Vereins« stillgelegt werden, 1.177 Menschen werden dann entlassen. Die Arbeitslosenquote wird dann die Rekordmarke von 13 Prozent erreichen. In Gelsenkirchen, das sich noch vor kurzem stolz »Stadt der 1.000 Feuer« genannt hat, werden die Lichter ausgehen. Seit den sechziger Jahren haben Kohle-, Textil- und Stahlkrise über 40.000 Arbeitsplätze gekostet.

In Dortmund war man immer stolz darauf, daß die Stadt ökonomisch drei Beine hat: Kohle, Stahl und Bier. Bier wird heute immer noch gebraut. Doch Unternehmenskonzentration und Rationalisierung haben die Arbeitsplätze auf rund 4.000 zusammenschmelzen lassen. Vom großen Zechensterben, das 1958 begann, blieb auch Dortmund nicht verschont. Von den damals 55.000 Arbeitsplätzen sind noch 15.000 übrig. So ist nur noch der Stahl geblieben, und das ist Hoesch.

Die Abhängigkeit von diesem Konzern macht die Stadt willfährig für seine Pläne. Da werden breite Zufahrtsstraßen durch Wohngebiete geschlagen, da sollen Kanäle und Schiffshebewerke gebaut werden und ganze Siedlungen den Umstrukturierungsplänen der Konzerngewaltigen zum Opfer fallen. Und Oberbürgermeister Samtlebe erweiterte im Interesse der Energieversorgung von Hoesch denn auch die Forderung der Kumpels »Stahlwerk jetzt« um ein »Atomkraftwerk jetzt«. Ein selbstverständlicher Ausdruck der Machtverhältnisse in dieser Stadt ist die Tatsache, daß eben dieser Oberbürgermeister leitender Hoesch-Angestellter war.

Solange die Konjunktur in Stahl lief, dachte niemand daran, das Arbeitsplatzangebot in Dortmund zu fächern. Hoesch hätte dies nicht gewollt, denn es hätte zur Abwanderung von Facharbeitern führen und die Lohnkosten erhöhen können. 1975 beispielsweise verdienten die Dortmunder Lohnabhängigen runde 600 Mark brutto weniger als die Lohnabhängigen in vergleichbaren Großstädten.

Nur wenn es Hoesch gut ging, zahlte der Konzern ausreichend Steuern, und dann ging es auch der Stadt gut. Aber das ist schon lange nicht mehr der Fall. Das Steueraufkommen pro Kopf betrug 1980 829 Mark, die Schuldenlast 1.890 Mark. Doch das dicke Ende steht noch bevor: 1983 entfallen die Ausgleichszahlungen für die abgeschaffte Lohnsummensteuer, das bedeutet für Dortmund einen Steuerausfall von 20 Prozent.

Schon jetzt müssen mangels Finanzkraft die städtischen Gebühren in immer kürzeren Abständen drastisch erhöht werden, soziale Einrichtungen können kaum gehalten, geschweigedenn ausgebaut werden. Gleichzeitig fordert die steigende Arbeitslosigkeit die Erhöhung der notwendigen Haushaltsmittel für Sozialhilfe, Wohngeld und andere soziale Dienste.

So hat sich in der »heimlichen Hauptstadt der Sozialdemokratie« eine Lobby herausgebildet, bestehend aus Hoesch-Chef Rohwedder (SPD), Oberbürgermeister Samtlebe (SPD) und IG Metall-Chef Loderer (SPD), deren einziges Ziel ist, von Landesvater Rau (SPD) und Bundeskanzler Schmidt (SPD) Finanzspritzen für den maroden Konzern zu bekommen: **Sozialisierung der Verluste und Privatisierung der Gewinne.**

Im achten Jahr der Stahlkrise sind nur noch Mannesmann, Krupp und Thyssen erfolgreich. Hoesch ist konkursreif, Röchling-Burbach vor dem Ende, Klöckner am Rande des Abgrundes, und Salzgitter-Peine sollte man besser heute als morgen schließen. Sinnvoller als Subventionen wäre, vor allem im Interesse der Arbeiter, eine kontrollierte Rückführung der Stahlkapazitäten. Dazu bedürfte es des Druckes der IG Metall, der aber fehlt. **Eine weitergehendere Lösungsmöglichkeit, die Verstaatlichung der Stahlindustrie - verbunden mit einem Konzept alternativer, beschäftigungs- und arbeitnehmerorientierten Wirtschaftspolitik nach österreichischem Vorbild - kommt nicht in Betracht, weil alle Parteien in Bonn die Kapitalinteressen über die Interessen der Arbeiter und Angestellten stellen.**

Manchmal schleicht sich dann doch die Angst in Dortmund ein, selbst bei denen, die noch Arbeit haben. Nachdem bekannt wurde, daß der letzte Hochofen zwischen Duisburg und Dortmund, der Schalker Verein, stillgelegt wird, gab es unter den Vertrauensleuten auf der Westfalenhütte lange Diskussionen. »Jede Belegschaft kämpft für sich allein und stirbt für sich allein«, hieß es.

Von ihrer Gewerkschaft, die lange schon alle Beschlüsse über die Verstaatlichung der Stahlkonzerne in den Archiven vermodern läßt, erwarten sie auch nicht mehr viel. Unfreiwillig hat Lutz Dieckerhoff, ehemaliger Betriebsratsvorsitzender des Werkes Phoenix und jetziges Vorstandsmitglied, in einem Interview die ganze Hilflosigkeit eingestanden: »Die IG Metall hat schon eine Menge getan. Sie hat seit Jahren auf die Probleme beim Stahl aufmerksam gemacht, sie hält ständigen Kontakt zu den Betrieben, unser Düsseldorfer Zweigbüro wiederum zu den Ministerien.« Der Niedergang wird mitverwaltet.

Konkret 03/82, S. 40

Kai Hermann

Der Verbündete

Wie die Schutzmacht USA in El Salvador mit Hilfe von CIA, Obristen und Todesschwadronen ein neues Vietnam schafft

»Die Vereinigten Staaten scheinen von der Vorsehung dazu auserwählt, Lateinamerika im Namen der Freiheit ins Elend zu stürzen.«

Simón Bolivàr, lateinamerikanischer Freiheitsheld

Am 7. Dezember 1981 begannen die Sicherheitsorgane der Junta von EI Salvador ihre »Accion Limpieza« (Säuberungsaktion) zur Vorbereitung der Wahlen am 28. März. Ziel der Operation war der Nordosten des Landes. Die Guerilleros hatten sich zurückgezogen, und mit ihnen war ein großer Teil der Zivilbevölkerung geflohen. Von den Campesinos, die in ihren Dörfern geblieben waren, überlebten wenige. Insgesamt wurden bei dieser Offensive der Duarte-Junta mehr als tausend Menschen getötet.

*

Die einzige Überlebende des Dorfes EI Mozote, Rufina Amaya, berichtet über die Säuberungsaktion:

»Am Freitag kamen sie und begannen, die Leute aus ihren Häusern zu holen. Das war gegen fünf Uhr am Morgen. Die Kinder waren nackt und froren. Dann brachten sie alle in Häuser und sperrten sie ein, die Männer in die Kirche und die Frauen ins Haus von Alfredo Marquez.

Gegen zwei Uhr nachmittags begannen sie, die Mädchen herauszuholen und brachten sie zum Berg. Dort blieben sie bis zum Morgen gegen sechs Uhr, dann ermordeten und verbrannten sie sie, nachdem sie vergewaltigt worden waren.

Ich sah durch ein Fenster des Hauses, wo sie uns festhielten, wie sie die Männer erschossen.

Als sie uns herausholten und wegbrachten, um uns zu töten, schlug ich mich auf die Seite und versteckte mich hinter einem Apfelbaum, dann hinter einer Ananas-Staude.

Später, glaube ich, erwürgten und erhängten sie die Kinder, denn Schüsse hörte man nicht, nur das Schreien der Kinder. Ich war die einzige Person, die lebend aus EI Mozote heraus kam. Mir brachten sie die vier Kinder um und meinen Mann.«

*

Seit Oktober 1979 sind nach Angaben kirchlicher Institutionen rund 30.000 der 4,6 Millionen Einwohner von EI Salvador von Truppen und Todesschwadronen getötet worden.

*

Im Oktober 1979 begann auch das direkte Engagement der USA in EI Salvador. Diese Geschichte soll hier dokumentiert werden.

*

Am 13. Oktober 1979 kam William Bowdler, Staatssekretär für Lateinamerika-Fragen im State-Department, nach EI Salvador. Er hatte den Auftrag, die Lage in der Kaffee-Diktatur unter US-Kontrolle zu bringen.

Bowdlers Qualifikation für den Job: Er war schon 1954 bei der US-Invasion in Guatemala und 1955 beim US-Einmarsch in der Dominikanischen Republik und 1961 bis 1964 bei der Blockade Kubas mit wichtigen politischen Aufgaben betraut.

Jimmy Carter war noch Präsident, seine Menschenrechts-Bekundungen stark im Kurs gefallen, seit in Nicaragua die Sandinisten siegten. Damals noch hielt das Weiße Haus die stupide Ausrottungs-Politik des Generals-Regimes in EI Salvador gegenüber einer wachsenden Opposition für wenig erfolgversprechend. Und auch aus US-Industriekreisen gab es wachsende Kritik an den halsstarrig-reaktionären Großgrundbesitzern in EI Salvador, in deren Auftrag die Generale herrschten. Beklagt wurde, daß sich die mächtigen »14 Familien« dem Engagement von US-Kapital im Land dickköpfig widersetzten, weil ihr Horizont nur bis zu den Grenzen der Kaffeeplantagen reichte.

William Bowdler also kam, sprach mit einer Gruppe junger Offiziere, und noch im selben Monat putschte einer von ihnen, der Oberst Adolfo Majano. Der Bauernsohn Majano träumte von sozialen Reformen, und er meinte, den US-Missionär Bowdler samt dessen CIA-Begleitung auf seiner Seite zu haben.

Doch als Majano und seine Mitverschwörer sich eine eigene Führung wählten, legte Bowdler sein Veto ein. Er hatte die Militärs, die die Machtpositionen der neuen Junta besetzen sollten, schon bestimmt: Die Obersten Jorge Guillermo Garcia und José Gutierrez. Den beiden war vieles gemeinsam. Sie hatten nicht nur eine steile militärische Laufbahn, sondern auch

eine Karriere in der Wirtschaft hinter sich. Zusammen dienten sie beim Kommunikations-Konzern »Antel«, der eng mit dem US-Multi ITT verbunden ist. Gutierrez war Manager, Garcia Präsident des Unternehmens gewesen. Und ITT war in Zusammenarbeit mit der CIA unter anderem entscheidend am Putsch gegen Salvador Allende beteiligt. Gutierrez wurde Mitglied der Junta, Garcia Verteidigungsminister. Aufgefüllt wurde die Junta mit christdemokratischen und sozialdemokratischen Politikern. Die USA starteten eine weltweite PR-Aktion für das neue Regime.

*

Überschrift der Tageszeitung »Die Welt«: »Eine neue Generation macht aus der Armee ohne Generale einen Helfer für die Armen.« Aus dem Text: »Gutierrez wirkt zurückhaltend, fast schüchtern... Offiziere von seinem Schlag herrschen nun in der kleinen mittelamerikanischen Republik. Intelligente, verantwortungsbewußte Männer ... Erwartet er (Gutierrez) eine blutige Konfrontation mit den Extremisten? 'Ja,' antwortet er 'wir haben unsere Hoffnungen aufgegeben, daß wir diese Organisationen in unseren Reformprozeß integrieren können.' Der Kampf könnte schrecklich werden.«

*

Während die EX-ITT-Lehrlinge unter den Obristen mit amerikanischer Militär-Hilfe ganz offen zum totalen Bürgerkrieg rüsteten, planten der Putschführer Majano und zivile Regierungsmitglieder eine Versöhnungspolitik mit Reformprogrammen, die auch von den meisten linken Gruppen einschließlich der Kommunisten unterstützt wurden.

Nach drei Monaten mußten die Reformer begreifen, daß die US-Protektoren und ihre Schützlinge in der Junta andere Pläne hatten. Der für die Landreform zuständige Agrar-Minister Cordova schrieb am 3. Januar 1980 sein Rücktrittsgesuch: »Denn die wirkliche Macht liegt beim Verteidigungsminister (Garcia) und den mit ihm verbündeten Militärs.« Zwölf der dreizehn Minister traten zurück. Nur der Bowdler-Freund Garcia blieb als Verteidigungsminister. Bowdler, Gutierrez und Garcia füllten die Junta mit einigen noch willigen Christdemokraten notdürftig wieder auf. Politik wurde von nun am im Hotel Sheraton von San Salvador gemacht.

*

Im Sheraton hatte schon vor dem Putsch eine Gruppe US-Bürger zwei Etagen komplett gemietet. In einer Suite residierte der Professor Dr. Roy Prosterman, gelernter Jurist. Dieser Dr. Prosterman liest an der Universität von Washington, wenn er nicht in höherem Auftrag Ländern der Dritten Welt Reformen verpaßt.

Dr. Prosterman hatte für EI Salvador ein eigenes Landreform-Konzept mitgebracht. Die Junta akzeptierte es mit der 3. Verfügung zur Landreform Nr. 207, ohne auch nur das eigene Landwirtschaftsministerium zu konsultieren.

Das Konzept des Dr. Prosterman war nicht neu. Auf den Philippinen hatte er für Diktator Marcos die Landreform konzipiert und koordiniert, der Schah von Persien hielt sich an dasselbe Rezept. Es hatte Erfolg im Sinne des Erfinders. In beiden Ländern ließen sich flexible Großgrundbesitzer Flächen vom Staat abkaufen, engagierten sich mit dem Erlös am heimischen Kapitalmarkt und machten so den Markt für US-Investoren interessant. Die neuen Parzellenbesitzer auf altem Großgrundbesitz hatten oft nicht mal das Geld für Saatgut und verscherbelten ihr Land an Konzerne des internationalen Agrobusiness wie »Castle and Cooke« oder »United Brands«.

Für den ungleich schwierigeren Job in EI Salvador prädestinierte den Dr. Prosterman allerdings vor allem ein anderer Einsatz. Der Jurist gilt auch als Vater der Landreform in Südvietnam während des Krieges. Mit der Parole »Das Land den Landarbeitern« war er in diesen Krieg gezogen. Offiziell, das heißt im US-Amtsgebrauch, hieß das Projekt »Phoenix«. Erklärtes Ziel von »Phoenix« war es, durch Dr. Prostermans Reformen dem Vietkong die Unterstützung bei der südvietnamesischen Landbevölkerung zu nehmen.

Hunderttausende Vietnamesen bekamen durch »Phoenix« neues Land. Sie wurden in Wehrdörfer umgesiedelt. Bauern, die der Sympathie mit dem Vietkong verdächtig waren, starben entweder während des Verhörs oder wurden nach dem Verhör getötet. Die am häufigsten beschriebene Tötungsmethode im Rahmen des Projekts »Phoenix« war der Sturz von Verdächtigen aus dem fliegenden Hubschrauber. Die Säuberungs-Aktionen im Rahmen des »Phoenix-Programms kosteten nach vorsichtigen Schätzungen 30.000 bis 40.000 vietnamesischen Bauern das Leben.

Auch für EI Salvador hat Dr. Prosterman die Parole ausgegeben: Das Land den Landarbeitern.

*

Der desertierte salvadorianische Fallschirmspringer Deby Antonio Gomez berichtete über seine Ausbildung durch US-Berater auf dem Flughafen Illopongo nahe der Hauptstadt San Salvador. Geübt wurde der »salto de Caida libre«, das spurlose Verschwinden von Gefangenen durch Hubschrauberabwurf über dem Meer.

*

Aus dem Report eines Mitarbeiters des staatlichen salvadorianischen Agrar Reform Instituts »ISTRA« vom 2.6.1980: »In das Dorf kamen Soldaten und erzählten den Landarbeitern, der Grund und Boden gehöre jetzt ihnen. Sie sollten unter sich eine Führung wählen und eine Kooperative gründen. Die Bauern glaubten, ihren Ohren nicht zu trauen. Aber sie wählten

noch in der folgenden >lacht eine Führung. Am Morgen kamen die Soldaten wieder, und ich war Zeuge, wie sie alle gewählten Sprecher der Bauern erschossen.«

*

Dr. Prosterman mußte mit seiner Reform in EI Salvador nicht bei Null beginnen. In aller Stille hatte auch das »Amerikanische Institut für die Entwicklung freier Gewerkschaften«, AIFLD seine Arbeit im EI Salvador Sheraton aufgenommen. Offiziell ist das Institut eine Auslandsorganisation der US-Gewerkschaften. Unbestritten und unwidersprochen gilt es aber auch - was in den USA ja keine Schande ist - als Frontorganisation der CIA. Finanziert wird vor allem aus Steuergeldern und aus Spenden von US-Konzernen. Unter Prostermans Regie wurde das AIFLD nun offiziell Berater der Junta in Sachen Landreform, und aus Washington kamen zur Unterstützung als erste Rate 35 Millionen Dollar. Hilfreich zur Seite stand die israelische Gewerkschaftsorganisation Histadrut. Israel war bis dahin der Hauptwaffenlieferant des Regimes.

Doch was in Vietnam auf seine Art funktioniert hatte, machte in EI Salvador von Beginn an Probleme. Die Oligarchie der Großgrundbesitzer begriff das Prosterman-Rezept von Zuckerbrot und Peitsche, von Säuberung und Landvergabe an regimetreue Bauern nicht. Die herrschenden Familien zeigten keinerlei Intention, Landbesitz gegen US-Werte zu tauschen.

Nur die Junta-Obristen, die durch die Konzern-Schule von ITT gegangen waren, hatten Verständnis für die Absichten der USA. Doch sie schätzten die Machtverhältnisse im Land realistischer ein als ihre nordamerikanischen Sponsoren. Die Macht hatten EI Salvadors »14 Familien« mit ihren in Armee und Polizei integrierten Terrororganisationen. Zu den Opfern des Prosterman-Programms zählten bald nicht nur Bauern, sondern auch immer mehr Mitarbeiter der Landreform-Organisationen.

*

Schon nach einem halben Jahr Beratertätigkeit fürchtete auch Dr. Prosterman um sein Leben. Seine direkte Telefonleitung zur Militärführung wurde gekappt. Prosterman gab fortan seine Anweisungen aus Costa Rica.

*

In der ersten Dezemberwoche 1980 stellte sich ein neuer nordamerikanischer Lateinamerika-Experte in EI Salvador vor: Cleto di Giovani, ehemaliger CIA-Mann, erklärte, in offizieller Mission des gewählten, aber noch nicht amtierenden Präsidenten Reagan zu reisen. Er machte der salvadorianischen »Regierung Mut, alle Reformen auszusetzen«, wie es eine Studie der Ronald Reagan-verbundenen »Heritage-Foundation« forderte. Außerdem gab er den Militärs eine Liste mit den Namen von US-Bürgern in El Salvador, die der neue Präsident zum Teufel wünsche. Der damalige US-Botschafter Robert White protestierte in Washington, und das State-Departement sah sich am 11.12.1980 zu einer für dieses Amt sehr ungewöhnlichen Erklärung veranlaßt: »Personen, die nicht für die kommende Regierung sprechen können, aber behaupten, das zu tun, haben eine schon ernste Situation in EI Salvador weiter kompliziert.«

*

Am 3. Januar 1981 trafen sich im Coffee Shop des Sheraton Hotels in San Salvador drei der engsten Mitarbeiter Dr. Prostermans. Einer war der Deutsch-Amerikaner Michael Hammer (44). Er hatte den Front-Job von Prosterman übernommen. Allerdings erst, nachdem ihm seine US-Auftraggeber einen gepanzerten Cherokee Jeep gestellt hatten. Hammer war direkt von der Universität für die Gewerkschafts - CIA - 0rganisation AIFLD rekrutiert worden und zum Regionaldirektor für Mittelamerika aufgestiegen.

Neben Hammer saß sein Mitarbeiter Mark David Pearlman (42), offizieller US-Berater des Agrarreformministers. Der Dritte am Imbiß-Tisch war José Rodolfo Viera (40), Salvadorianer, Präsident des staatlichen Agrarreform-Instituts »ISTRA«. Der Bauernsohn Viera hatte lange die Massaker an Bauern gerechtfertigt: »Entweder die Leute funktionieren im Rahmen unserer Reform, oder die Armee schlägt ihnen die Köpfe ab.« Mittlerweile waren aber auch Viera Zweifel gekommen. Denn die Mehrzahl seiner Mitarbeiter war während des knapp einen Jahres Agrarreform ermordet worden, zu den Guerilleros übergelaufen oder in die USA geflohen. Nun wollte auch Viera hinschmeißen. Er drohte, selber in den linken Untergrund zu gehen. Michael Hammer sollte ihn umstimmen.

Hammer und Viera kannten sich bereits seit 15 Jahren. Schon in den sechziger Jahren war Viera der Mann des US-Gewerkschaftsinstituts in San Salvador gewesen. Dem Salvadorianer war von seinen US-Auftraggebern verschiedentlich Urkundenfälschung und Dollar-Veruntreuung nachgewiesen worden. Doch Hammer hatte den zuverlässigen Verbündeten stets wieder rausgepaukt.

Hammer war einigermaßen aufgebracht, daß selbst dieser Mann nicht mehr bei der Stange zu halten war. Er hatte versucht, Dr. Prosterman aus Costa Rica zu diesem Gespräch nach EI Salvador zu bewegen. Der hatte abgelehnt und seinen Vertreter noch nachdrücklich vor einem Treffen im Sheraton gewarnt. Doch Hammer sah offensichtlich keinen plausiblen Grund, die

Warnung ernst zu nehmen. Denn das Sheraton war eines der von den Junta-Sicherheitsorganen am schärfsten bewachten Gebäude in El Salvador.

Während die drei noch ihren ersten Kaffee tranken, kam eine Gruppe gut gekleideter junger Männer in den Coffee Shop. Sie zogen sich Masken über die Gesichter und erschossen Hammer, Pearlman und Viera. Unbehelligt von den schwer bewaffneten Sicherheitskräften verließen die Schützen das Hotel wieder.

*

Aussage von General-Staatsanwalt Wade H. McCree vor dem Obersten US-Gerichtshof über die Probleme bei der Landreform am 14.1.1981: »Gerade kürzlich wurden zwei Amerikaner in Salvador getötet. Offensichtlich waren es gewisse Geheimdienstleute, die da als Mitglieder einer Gewerkschaftsorganisation firmierten.«

*

Gut einen Monat nach der Liquidierung seiner wichtigsten Mitarbeiter verkündete Dr. Prosterman in der »New York Times« den totalen Erfolg seines Reform-Projekts: »Noch 1979 hatte EI Salvador den höchsten Prozentsatz von landlosen Bauern in Lateinamerika. Heute hat es nicht mehr einen.«

Die »Washington Post« recherchierte nach. Von rund zwei Millionen Landarbeitern hatten zu diesem Zeitpunkt 800 eine eigene Parzelle überschrieben bekommen.

Mit neuem Grundbesitz wurden vor allem Helfer der Todesschwadrone belohnt. Nicht kooperationswillige Bauern wurden ermordet oder vertrieben. Die »Kooperativen« erfüllten damit den gleichen Zweck wie einst die »Wehrdörfer« in Vietnam.

*

Genau einen Monat nach der physischen Ausschaltung des Landreform-Managements besuchte Dr. Heiner Geißler, Generalsekretär der CDU, während eines eintägigen Kurz-Trips nach EI Salvador auch eine »Kooperative«. Er sagt über den Junta-Präsidenten Napoleón Duarte: »Er ist mein Freund. Er ist menschlich, christlich und ein Freund der Armen. Er ist überzeugter Demokrat, der eine friedliche Entscheidung garantiert.« Über seine Erkundungen legte er eine umfangreiche Dokumentation vor, um der westdeutschen Öffentlichkeit zu ermöglichen, »sich ein gerechtes Urteil bilden zu können«. Einleitend stellte CDU-Geißler fest: die Junta »steht zwischen den Fronten und bemüht sich, einen Weg der demokratischen Mitte und der sozialen Reformen zu gehen«. Über die Agrarreform berichtete er in seiner Dokumentation vom 23. Februar 1981 unter anderem: »Die Landreform, das kann man schon heute sagen, hat zu bemerkenswerten Erfolgen geführt. Schon allein die Tatsache, daß nun Landarbeiter auf Grund und Boden arbeiten, der ihnen selbst bzw. ihrer Genossenschaft gehört, hat zu einem stark erhöhten Interesse an einer Mitarbeit geführt und somit die Erträge gesteigert... Das verstärkte Interesse der Landarbeiter und ihrer gewählten Vertreter an dieser Reform führt auch zu einer stärkeren Immunisierung gegen die Propaganda der Guerilleros. Gerade im ländlichen Sektor erhalten die Linksgruppen kaum noch Unterstützung. Allein in den letzten Monaten sind viele Mitglieder der Landarbeitergewerkschaft ermordet worden, weil sie sich geweigert haben, mit den Guerilleros zu kooperieren.«

*

Kurz nach Geißlers Besuch floh der Nachfolger des ermordeten Viera als Agrarreform-Chef, Lionel Gomez, in die USA. Er erklärte, die letzte Hoffnung seines Landes läge bei der bewaffneten Opposition. Die Zeit von Prosterman und seinen Helfern war mit Reagans Wahlsieg endgültig abgelaufen. Die Junta-Mannschaft wurde mit rechtsextremistischen Offizieren aufgefüllt. Nur noch zwei Zivilisten waren in ihren Diensten: Der Christdemokrat Napoleón Duarte, der als Präsident fungierte und der Christdemokrat Morales Ehrlich, dessen Leibwächter als Mörder eines Parteifreundes von der Frau des Opfers identifiziert wurden.

Der Führer des Obristen-Putsches von 1979, Majano, konnte nach Mexiko fliehen.

Mit Reagans Wahlsieg begann auch die systematische Ermordung von US-Bürgern in EI Salvador, ohne daß die Verantwortlichen Konsequenzen aus Washington befürchten mußten. Schlagzeilen machte die Erschießung von drei Nonnen und einer Sozialarbeiterin am 2. Dezember 1980.

*

Am Vormittag des 1. Dezembers 1980 meldete sich auf einer Sitzung der Regierung im Präsidentenpalast von EI Salvador Verteidigungsminister Garcia zu Wort. Der Protegé des US-Staatssekretärs Bowdler in der Junta begann mit einer Tirade gegen die Priester und Normen im Land: Am Ende eines halbstündigen Zornesausbruchs erklärte er: »Vor allem die Nonnen und Priester in der Provinz Chalatenango arbeiten alle mit der Guerilla zusammen. Sie hetzen die Leute auf, sich dem Aufstand anzuschließen.«

Zeuge der Rede war der stellvertretende Planungsminister Carlos Paredes, der später ins Ausland floh. Am Abend desselben Tages stellte sich vor dem Kino in Chalatenango dem Priester Efrain Lopez ein ihm Unbekannter in den Weg. Er

gab ihm einen Zettel und verschwand wieder. Auf dem Zettel wurden Morde an Mitarbeitern der Kirche angekündigt. Todeskandidaten waren namentlich aufgeführt, so die nordamerikanischen Nonnen Ita Ford und Maura Clarke, die mit dem Priester zusammenarbeiteten.

Die beiden Nonnen waren auf einem Kongreß ihres Ordens in Nicaragua und wurden am nächsten Tag zurückerwartet. An diesem Nachmittag des 2. Dezembers wurden mysteriöse Funkgespräche abgehört, die offensichtlich zwischen Personen auf dem Flugplatz von EI Salvador und Nationalgardisten an der Flughafenstraße geführt wurden. Vom Flughafen wurde gemeldet: »Nein, mit diesem Flug sind sie noch nicht gekommen. Warten wir den nächsten ab.«

Abgehört wurde das Gespräch möglicherweise von Geheimdienstleuten der US-Botschaft, denn der damalige US-Botschafter White übermittelte später seinen Vorgesetzten in Washington den Text der Gespräche.

Ita Ford und Maura Clarke kamen mit dem nächsten Flugzeug am späten Abend aus Nicaragua. Erwartet wurden sie von der Ursulinerin Dorothy Kazel und der Laienschwester Jean Donovan. Die vier Amerikanerinnen arbeiteten zusammen als Betreuer von Flüchtlingen in Chalatenango. Die Frauen wurden zuletzt lebend gesehen, als sie vor dem Flughafen in ihren weißen Lieferwagen stiegen.

In der Morgendämmerung des folgenden Tages wurde der Friedensrichter Jorges Plutarco Dominguez von Bauern geweckt. Sie hatten die Leichen der Frauen entdeckt. Als Dominguez zum Tatort kam, waren Nationalgardisten dabei, die Körper neben der Straße zu verscharren. Der Richter erkannte die Nonnen. Aber die Polizisten wiesen ihn an, den Mund zu halten.

Dominguez informierte zwei Tage später den US-Botschafter White. Der Botschafter ließ sich sofort zum Tatort fahren und die Leichen ausgraben. Wie Dominguez hatte White den Eindruck, daß die Nonnen aus nächster Nähe exekutiert worden waren, drei von ihnen durch Kopfschuß. Die beiden jüngeren Frauen waren zuvor vergewaltigt worden.

Der Botschafter schrie die anwesenden Uniformierten an: »Diesmal kommt ihr damit nicht durch. Dieses Mal nicht.«

Der Friedensrichter Dominguez wurde schon am nächsten Morgen erschossen und mit durchschnittener Kehle aufgefunden, Botschafter White wenig später vom State Department abgelöst und nach Washington zurückbeordert.

Nachdem diese Mordaktion im Gegensatz zu anderen, vergleichbaren Fällen ungewöhnlich großes Aufsehen in der Weltöffentlichkeit erregte, ließ der damalige US-Präsident Carter eine Untersuchungskommission nach EI Salvador entsenden. Leiter der Kommission war niemand Geringeres als der schon beschriebene Staatssekretär William Bowdler.

Denn die Bowdler-Kommission mit Experten von CIA und FBI kam schnell zu dem Ergebnis, daß der Mord an den Nonnen ein »spontaner Gewaltausbruch extremistischer Elemente« war, und daß es keinerlei Anzeichen dafür gegeben habe, daß »führende Militärs oder Mitglieder der Regierung in die Sache verwickelt sind.«

*

Am 8. Mai 1981 brach dann der abgelöste Botschafter White sein Schweigen. Vor Journalisten erklärte White, nicht nur er wisse, wer für die Morde verantwortlich sei: »Eine Vertuschung ist genau das, was da stattfindet. Wir wissen nicht nur, daß die salvadorianischen Sicherheitskräfte verantwortlich sind, sondern sogar, wer in den Sicherheitskräften verantwortlich ist. «

Nur zwei Tage nach den White-Enthüllungen lud EI Salvadors Verteidigungsminister Oberst Garcia zur Pressekonferenz. Er gab bekannt, daß sechs Mitglieder der Nationalgarde unter dem Verdacht der Beteiligung an dem Mord verhaftet worden seien.

Das war vor fast einem Jahr. Über die Verhöre der Verhafteten konnten bislang weder die salvadorianischen noch die amerikanischen Behörden Auskunft erteilen. Jetzt soll es zum Prozeß kommen.

*

Erklärungen zum Tod der Nonnen gaben dagegen Mitglieder der Reagan-Administration ab. Die US-Botschafterin bei den Vereinten Nationen und Reagan-Vertraute Jeane Kirkpatrick in einem Zeitungs-Interview: »Die Nonnen waren nicht nur Nonnen. Sie waren auch politische Aktivisten. Darüber muß es mehr Klarheit geben, als das im allgemeinen der Fall ist. Sie waren Aktivisten auf der Seite der Frente (Guerilla).«

Die Angehörigen der Ermordeten beschuldigten die Botschafterin der »Verunglimpfung Verstorbener«. Denn nach Aussagen von Mitarbeitern und Freunden sei das einzige Engagement der Frauen in EI Salvador die soziale Hilfe für die Ärmsten gewesen. Die Angehörigen wollten von Jeane Kirkpatrick wissen, ob ihre Stellungnahme als Rechtfertigung der Morde zu verstehen sei. Sie bekamen keine Antwort.

US-Außenminister Alexander Haig vor dem Kongreß-Komitee für Auswärtige Angelegenheiten: »Vielleicht versuchte das Fahrzeug der Nonnen eine Straßensperre der Polizei zu durchbrechen oder gab irrtümlicherweise diesen Anschein. Daraufhin ist es dann zu einem Feuerwechsel gekommen.«

Michael Donovan, Bruder einer der Ermordeten, antwortet dem Außenminister: »Sie beschuldigen mit ihrer Aussage die Nonnen, bewaffnet gewesen zu sein. Ich hätte auch gern von ihnen gewußt, wie es den Sicherheitskräften während eines Feuerwechsels möglich war, zwei der Frauen zu vergewaltigen.«

*

Die planmäßige Ausführung gezielter Mordaktionen liegt in EI Salvador im allgemeinen nicht bei den Militärs, sondern wird von einem Ex-Major übernommen, dem heute 41jährigen Roberto D'Aubuisson. Die Beweise dafür kamen aus der US-Botschaft in San Salvador.

Nach der Ermordung des Erzbischofs von El Salvador, Romero, informiert Botschafter White das State-Department: »Wir haben überzeugende, wenn nicht hundertprozentige Beweise, daß es Roberto D'Aubuisson war.« White schickte dem Außenministerium ein 45-Seiten-Dokument, in dem D'Aubuisson buchhalterisch Attentatspläne, Waffenlieferungen, Geldspenden und rund 100 seiner Hintermänner aufgelistet hatte. Das Papier war dem US- Botschafter zugespielt worden. Mit dem Dokument wurden die Drahtzieher der Mordkomplotte überführt.

Konsequenzen hatte die erfolgreiche Recherche Whites nicht. Der Botschafter erklärte im April 1981 vor einem Untersuchungsausschuß des Kongresses: »Man hat meine Beweise bewußt total ignoriert.« Washington ließ die Todesschwadrone D'Aubuissons ungestört weitermachen und belästigte auch die namhaften Hintermänner auf US-Boden nicht. Dafür gibt es Erklärungen. Die Karriere des Majors D'Aubuisson ist eine.

Der Aufstieg des jungen Offiziers begann, als er - Ende der 60iger Jahre - zu einem Fortbildungskursus an die Escuela De las Americas in Fort Gullick am Panamakanal kam. Wie die meisten seiner salvadorianischen Offizierskollegen wurde er in der US-Schule mit den Grundlagen der Guerilla-Bekämpfung vertraut gemacht.

D'Aubuisson fiel als einer der besten seines Lehrgangs auf und wurde zur Weiterbildung in die USA, ins Kampfquartier der Green Baretts, nach Fort Bragg geschickt. Zu den Fächern dieser Schule zählen auch Bildung und Führung paramilitärischer Organisationen.

Von Fort Bragg kam er an die Internationale Polizeischule in Washington und schließlich nach Montevideo. Seine Ausbilder hatten ihm eine Praktikantenstelle besorgt. Er wurde im Team des CIA-Spezialisten Daniel Mitrione angelernt. Dan, wie ihn seine Mitarbeiter nannten, war als Polizeiberater in Brasilien gewesen, während dort die systematische Folter als Kampfmittel gegen Subversive für Lateinamerika entwickelt wurde. In dieser Funktion war er 1970 in Uruguay.

*

Manuel Hevia, ehemaliger Mitarbeiter Mitriones: »Mitrione war ein Perfektionist. 'Der richtige Schmerz an der richtigen Stelle zum richtigen Zeitpunkt. Seid sorgfältig. Vermeidet Exzesse', pflegte er zu sagen. Nach seiner Ankunft in Montevideo kam es zu einem Anstieg der Folterungen. Sein persönlicher Beitrag war jedoch die verfeinerte moderne Technologie. «

*

Es gab einige Zeugen, die ähnliches über Mitrione berichteten. Der Polizeiberater wurde 1970 von der uruguayischen Stadtguerilla, den Tupamaros, erschossen. Sein Schüler D'Aubuisson ging nach EI Salvador zurück.

Der umfassend Ausgebildete stieg schnell zum stellvertretenden Geheimdienst-Chef auf. Von den wissenschaftlichen Verhörmethoden seines Ausbilders Mitrione hält er allerdings offensichtlich nicht viel. Verschiedene Zeugenaussagen behaupten, daß er bei Vernehmungen den Verdächtigen eigenhändig Fleischstreifen aus dem Körper schnitt.

Der Putsch-Führer von 1979, Majano, entließ D'Aubuisson aus der Armee und ließ ihn sogar verhaften. Aber nicht nur die Militärs, sondern auch der US-Staatssekretär Bowdler intervenierten, und Majano mußte den Major wieder freilassen.

D'Aubuisson konzentrierte sich nun voll auf die Organisation seines Todesschwadrons »Union Guerilla Blanca«, der Weißen Krieger Union. Er vereinigte seine Truppe mit sechs anderen Todesschwadronen. Erklärtes Ziel dieser Union vom 22. Mai 1980: »Die physische Auslöschung der Kommunisten in EI Salvador«.

Der US-Botschafter White nannte D'Aubuisson öffentlich einen »psychopathischen Killer« und -weigerte sich, ihm ein US-Visum auszustellen. Der mutmaßliche Mörder von Erzbischof Romero aber reiste auch ohne Visum weiter regelmäßig nach Washington und traf sich dort mit einem Mann, den er als »alten Freund« bezeichnet: Roger Fontaine, Lateinamerika-Spezialist im Nationalen Sicherheitsrat des Präsidenten und Reagan-Vertrauter.

Ärger mit dem Präsidenten und Außenminister Haig gab es allerdings, als D'Aubuisson am 4. März letzten Jahres in Washington eine Pressekonferenz einberief und sich selbst als designierten US-Statthalter in EI Salvador präsentierte. Der Ex-Major erklärte den geladenen Journalisten: »Ich habe bei meinen Gesprächen in Washington mit allen Partnern darin Übereinstimmung erzielt, daß die gegenwärtige Junta in keiner Weise der amerikanischen Politik entspricht.« Angestrebt werde die Eliminierung der beiden Christdemokraten und die Bildung einer reinen Militär-Junta, deren Mitglied er sein

werde. D'Aubuisson berief sich dabei auf Gesprächspartner bei der CIA, US-Militärs und ausdrücklich auf seinen Freund Fontaine.

Haig sprach nach dieser Panne anderntags verärgert von »einer Fehleinschätzung der amerikanischen Politik« durch D'Aubuisson. Und auch Fontaine dementierte.

Zu den bevorstehenden »Wahlen« in EI Salvador tritt D'Aubuisson als Präsident einer eigenen Partei an.

*

Offiziell für die Verfolgung der »Subversivos« in EI Salvador zuständig ist der Innenminister der Junta, Hernández Delgado, dem auch enge Verbindungen zu den Todesschwadronen nachgesagt werden. Er pflegt gute Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland und ganz besonders zur Konrad-Adenauer-Stiftung. Die gemeinnützige, CDU-nahe Organisation investierte schon mindestens eine halbe Million Mark in Junta-Projekte - aus Steuergeldern. Im Rahmen ihres Entwicklungsprogramms wurde auch der Innenminister Delgado mit sechs bei der Subversiven-Fahndung eingesetzten Offizieren in die Bundesrepublik eingeladen. Sie wurden in Bonn von prominenten CDU-Politikern begrüßt und trafen am 18.6.1980 im Sitzungssaal des West-Berliner Polizeipräsidenten mit Deutschen aus dem Fach zusammen. Der Chef des WestBerliner Staatsschutzes Manfred Kittlaus erläuterte ihnen moderne Fahndungsmethoden.

*

Aussage von Dorothea (Nachname unbekannt) am 29.12.1981, die in einem Versteck am Dorfrand das Massaker der Armee in La Joya überlebte:

Die Kinder schrien alle und weinten, einige waren an den Füßen zusammengebunden. Dann töteten sie sie. Einigen schlitzten sie die Brust auf, andere zündeten sie lebendig an. Ein Soldat wurde fast verrückt, weil das Kind nicht starb. Zuletzt groß er Benzin über das Kind und zündete es an. Da starb es immer noch nicht, und er schoß mit seinem Gewehr auf das Kind. Da war es tot.«

*

Bei weiterer Zuspitzung der Lage in EI Salvador schließen die USA eine direkte militärische Intervention zugunsten der regierenden Junta nicht aus. Der Sprecher von Präsident Reagan, Larry Speakes, bestätigte am 4.2.82 ausdrücklich Außenminister Haig, der vor dem außenpolitischen Ausschuß des Senats erklärt hatte, die USA wollten »alles Notwendige tun«, um einen Umsturz in EI Salvador zu verhindern. Auf die Frage, ob Haig auch eine Intervention durch US-Truppen gemeint habe, erklärte er: »Ja, so ist es.«

Konkret 03/82, S. 55

Jürgen Saupe

Konkret-Extra: Operation Eva

Ein BND-Agent enthüllt Geheimdienst-Skandale

Dr. Hans Langemann ist Ministerialdirigent im Bayerischen Staatsministerium des Innern. Unter CSU-Minister Gerold Tandler, dem politischen Ziehsohn von Franz Josef Strauß, befaßt Langemann sich mit Staatsschutz. Qualifiziert für dieses Amt hat sich der Volljurist Langemann durch eine offiziell von 1957 bis 1970 dauernde Tätigkeit für den Bundesnachrichtendienst (BND). Zuletzt war er, geführt als Botschaftsrat, legaler BND-Resident in Rom. Bei den Olympischen Spielen 1972 in München war Langemann Sicherheitschef. Dieser Ministerialbeamte und hohe Geheimdienstler hat über seine Tätigkeit als BND-Agent und Agentenführer ein Manuskript verfaßt. Um dieses marktgerecht aufzuarbeiten, hat sich Langemann durch seinen Verleger an den Journalisten Frank P. Heigl gewandt. Für diesen besprach der Ex-Agentenführer an der Côte d'Azur stundenlang Tonbänder und ließ sich interviewen. Was »Dr. Lückrath«, so sein BND-Deckname, erzählt, wird durch Dokumente belegt, die KONKRET vorliegen. Langemanns Erzählungen und die Dokumente beweisen, daß der BND unter der Bezeichnung »Operation EVA« über viele Jahre weltweit Politik -gemacht hat. Vom politisch verantwortlichen Bundeskanzleramt unkontrolliert. ja sogar angestiftet. Unter seinen Präsidenten Reinhard Gehlen und Gerhard Wessel, zwei Generälen, spionierte Pullach nicht nur in Ost und West, in Vietnam wie im Vatikan, sondem spitzelte auch bei Verbündeten der Bundesrepublik Deutschland. Darunter bei US-Präsident Richard Nixon. Der BND betrieb außerdem verbotene Inlandsaufklärung. So entwendete der BND-Agent Dr. Langemann, wie er auf Band erzählt, in der »Spiegel«-Affäre den Dienst belastende Dokumente aus dem Hamburger Pressehaus. Mit einem Millionen-Etat ausgestattet, machte der BND Politik. Für ihn arbeiteten Journalisten und Geistliche, Staatssekretäre und Minister, Diplomaten und Verbrecher, Politiker-Liebchen und Damen von Adel. KONKRET-Mitarbeiter Jürgen Saupe hat acht Stunden Tonbandaufnahmen von Dr. Hans Langemann abgehört, mit ihm selbst gesprochen und die Dokumente geprüft. Wir veröffentlichen hier zunächst nur einen Teil dessen, was der völlig außer Kontrolle Geratene Bundesnachrichtendienst im In- und Ausland trieb.

Aktion »Kanzler-Akten«

Zur Zeit werden auf dem internationalen Pressemarkt (so in der Bundesrepublik und in Frankreich) Informationen aus den USA angeboten, nach denen Bundeskanzler K. G. Kiesinger Verbindungen zu Eichmann hatte. Man offeriert u.a. ein Dokument aus dem Nazi-Propagandaministerium, auf dem gemeinsam die Namen Kiesinger und Eichmann erscheinen. Das Dokument stammt aus dem Nationalarchiv in Washington.«

Diese Information kam Anfang Januar 1968 in Pullach bei München auf den Tisch von Generalmajor Wolfgang Langkau. Bundeskanzler Kiesinger (CDU) schien von seiner Nazi-Vergangenheit eingeholt zu werden. BND-Abteilungsleiter Langkau, im Dienst mit dem Decknamen Holten getarnt, unterstrich die Worte Kiesinger und Eichmann mit dem ihm vorbehaltenen grünen Kuli und reichte das Dokument weiter an seinen Stabschef Dr. Hans Langemann, dienstintern nur Dr. Lückrath. Damit begann eine Auslandsoperation des Bundesnachrichtendienstes mit dem Ziel, den Kanzler vor seiner NS-Vergangenheit zu schützen.

Ausgangspunkt des Nachrichtenhandels war der Exil-Ungar Ladislaus Farago - Aus dem Nationalarchiv in Washington hatte er für zehn Cents pro Seite Ablichtungen von Dokumenten erworben, in denen die Nazis akribisch genau Propaganda und Desinformationsaktionen in den Jahren 1942 bis 1944 festgehalten hatten. Und mittendrin Kurt Georg Kiesinger aus der Abteilung RU, Referat B des Großdeutschen Außenministeriums unter Außenminister Ribbentrop. Das war derselbe Mann, der seit 1966 in der großen Bonner Koalition von Christ- und Sozialdemokraten die Richtlinien der Bonner Politik bestimmte.

Den Kontakt im Bundeskanzleramt zum Bundesnachrichtendienst BND hielt damals der Parlamentarische Staatssekretär Karl Theodor Freiherr zu Guttenberg (CSU), der schon jahrelang Informant und Nutznießer des BND zugleich war und in Pullach unter den Decknamen »Drucker« und »Setzer« geführt wurde. Der aus Pullach über die angebotenen Dokumente informierte Guttenberg ersuchte die Nachrichtendienstler, tätig zu werden.

Der BND-Resident in Washington, Deckname Danko (Telefon 652-3847), wurde instruiert und vereinbarte für den Bonner Emissär Dr. Langemann zum 2.2.1968 um 10 Uhr einen Termin beim damaligen CIA-Direktor Richard (Dick) Helms. In Empfang genommen wurde Langemann am Flughafen in den USA von Dankos Fahrer, der auf dem Flugplatz mit Trachtenjacke als Erkennungszeichen antrat. Bei sich führte Langemann einen Brief von BND-Chef Reinhard Gehlen an Helms. In dem KONKRET vorliegenden Entwurf zu diesem Schreiben heißt es:

»Lieber Mr. Helms!

In einer sehr eiligen Angelegenheit sende ich - auf besonderen Wunsch des Herrn Bundeskanzlers - Reg. Dir. Dr. Langemann zu Ihnen. Dr. Langemann hat den Auftrag, Sie mündlich über eine Entwicklung zu unterrichten, die im Bundeskanzleramt große Besorgnis ausgelöst hat. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie Dr. Langemann in dieser Sache beraten und, wenn möglich, unterstützen könnten.

Mit den besten Grüßen und allen guten Wünschen für Sie persönlich verbleibe ich Ihr (gez. Gehlen)«

So ausgerüstet traf Langemann alias Dr. Lückrath am 2. Februar 1968 den »Chef Hortensie«. Unter dieser Bezeichnung lief beim BND die CIA. Helms reichte den Deutschen an einen NS-Experten seines Dienstes, Mr. Hart, weiter.

Im Gespräch mit diesem Experten entstand der Plan, wie man weitere Zugriffe auf das Archiv verhindern könnte. Da ein zwischen den Westmächten und der Bundesrepublik 1956 geschlossener Vertrag vorsieht, daß alle Beutedokumente aus der Nazi-Zeit an die Deutschen unter der Auflage zurückgegeben werden sollen, daß die Dokumente zu Forschungszwecken uneingeschränkt der Öffentlichkeit zugänglich bleiben sollen, kam eine Vernichtung der Akten nicht in Frage. Man verfiel auf einen Geheimdienst-Ausweg. Wenn schon die Akten nicht vernichtet werden können, so könnte man doch ihr Auffinden in dem riesigen Mikrofilm-Archiv extrem erschweren, ja praktisch unmöglich machen. Dazu war es notwendig, die »Guides to Films of Captured Documents« aus dem Verkehr zu ziehen. So wurde verfahren. Vorher freilich ließ der BND Kopien von allen Filmrollen ziehen, in denen Dokumente mit dem Namen von »Druckerfreund«, wie gesagt, »Drucker« war Baron von Guttenberg, sein Freund der Kanzler Kiesinger enthalten sind.

CIA-Mann Mr. Hart brachte, wie Danko mit Spruch Nr. 137 vom 11. März 1968 nach München mitteilte, am 8. März 1968 die versprochenen Guides: 58 Bände. Unter Punkt 4 regt der Pullacher Mann in Washington an, Mr. Hart noch einen besonderen Dankesbrief zu schreiben, denn: »Er hat sich wirklich sehr große Mühe für uns gegeben und sogar physische Anstrengungen (Heranschleppen der Bände) nicht gescheut.« Und Hart bekam seinen Brief. Zurück in Pullach und damit wieder unter dem Decknamen Dr. Lückrath agierend, schrieb Dr. Langemann: »Für die ausgezeichnete Unterstützung, die Mr. Hart uns gewährt hat ' bedanke ich mich sehr herzlich. Seine Hilfe war von größtem Wert. In Bonn konnte die Angelegenheit in der Zwischenzeit mit gutem Erfolg geregelt werden. Die Auswertung der übrigen Themen ist hier angelaufen und begegnet größtem Interesse. Wenn Mr. Hart durch Zufall noch Dokumente über DRUCKERs Freund finden sollte, bitte ich um sofortige Benachrichtigung. Herzlichen Dank und Gruß.«

Diese Notiz für Danko enthüllt so nebenbei, wie sich BND-Chef Gehlen und sein Operationschef Langkau über die von Farago gefundenen Dokumente hinaus Material beschaffen wollten, das ihnen ein Überleben im Dienst ermöglichen sollte. Genützt hat es ihnen wenig. Im Frühjahr 1968 mußte Gehlen endgültig in Pension und wurde am 1. Mai 1968 durch Generalleutnant Gerhard Wessel abgelöst. Wenig später wurde auch Generalmajor Langkau vom Dienst entbunden. Er war am 2 1. Juni 1968 65 Jahre alt geworden. Er ist noch jahrelang als Berater für die CDU/CSU tätig geworden und hat zuletzt 1972 noch einmal »Drucker«, dem Baron Guttenberg, zu helfen vermocht.

Das Zeugen-Komplott

Das Hamburger Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« veröffentlichte 1971 eine 15teilige Serie über Bonns Geheimdienst BND: »Pullach intern«. Darin schrieben die Autoren Hermann Zolling und Heinz Höhne: »... und bereitwillig ließ sich die BND-ZentraIe 1968 von dem CDU-Kanzler Kurt Georg Kiesinger dazu anstiften, nach den angeblich undurchsichtigen Ost-Kontakten des Sonderbotschafters Egon Bahr zu fahnden. Eine Kopie des Erkundungsberichtes ging an den Parlamentarischen Staatssekretär im Kanzleramt, Karl Theodor Freiherr von und zu Guttenberg, der amtswidrig und unter Verletzung des Geheimschutzes die CSU-Postille 'Bayernkurier' über die BND-Recherche ins Bild setzte.«

Den Vorwurf der - verbotenen - Inlandsaufklärung über Egon Bahr hielten Kiesinger und Guttenberg wohl für nicht besonders gravierend, denn nach der hausinternen Pullach-Philosophie waren bundesdeutsche Politiker immer dann zur Observation frei, wenn sie sich im Ausland bewegten oder Kontakt mit Ausländern hatten. Den Vorwurf, amtswidrig den Geheimschutz verletzt und das CSU-Blatt munitioniert zu haben, mochte Guttenberg jedoch nicht auf sich sitzen lassen. Der fränkische Baron klagte gegen den »Spiegel.«

Die Hamburger - offenbar unter Beweisnot, weil Serienautor Hermann Zolling am 24. Dezember 1971 gestorben war - nahmen ihre Behauptung zurück. Im »Spiegel« Nr. 16 von 1972 druckten sie eine Erklärung, in der es heißt: »Im Teil der Serie 'Pullach intern' auf Seite 50, 'Spiegel'-Ausgabe Nr. 11/71 ist die Behauptung aufgestellt, Freiherr von und zu Guttenberg habe amtswidrig... Diese Behauptung wird nicht aufrecht erhalten.«

Den Rückzug hätte der »Spiegel« nicht anzutreten brauchen. Er ist nämlich offenkundig einer Zeugenabsprache, des Klägers Guttenberg mit den Ex-BND-Führungskräften Gehlen und Langkau zum Opfer gefallen. Am 12. Januar schrieb CSU-MdB Guttenberg seinem »sehr verehrten lieben Herrn General« Langkau, wie er sich Gehlens Aussage vorstellt.

Daß Guttenbergs Behauptung, von Langkau nicht schriftlich, sondern nur mündlich informiert worden zu sein, an der Wahrheit vorbeigeht, belegt eine handschriftliche Aufzeichnung des Generals, die er gemacht hat, als er sich 1974, am 7. November, drei Stunden lang dem Untersuchungsausschuß Guillaume stellen mußte. Für seine Zeugenaussage notierte sich Langkau: »Der Bericht, um den es geht, kam aus Rom. Er wurde pflichtgemäß an den BK Kiesinger weitergeleitet (Treffen KPI-SPD). Abgegeben etwa Ende Okt., Anf. November 67. Forderung des BKa, evtl. weitere Erkenntnisse über Bahr aus dem Aufkommen des Ausl. ND vorzulegen. Übermittlung dieser Forderung durch Gehlen und glztig. durch Frhr. v. Guttenberg. Vorlage einer Zusammenstellung einige Tage später über Guttenberg zu Carstens. Anmerkung: In dem Prozeß 'Spiegel' ./. Guttenberg (Sp behauptete Weitergabe des Bahr-Papiers durch Guttenberg an Bayernkurier) kam nichts zur Sprache.« Und genüßlich vermerkt Langkau weiter: »... verlangte der 'Spiegel' Zeugenvernehmungen von mir, Gehlen, Wessel Aussagegenehmigung wurde nicht erteilt.« Dem Komplott von Guttenberg mit den Geheimdienstlern konnte das Nachrichtenmagazin nichts entgegensetzen.

»Spiegel-Affäre«

Zehn Jahre früher, 1962, hingegen hat der »Spiegel durch BND-Mitarbeiter profitiert. Als in der »Spiegel«-Affäre um den Artikel »Bedingt abwehrbereit« die Bundesanwaltschaft die Redaktion des Nachrichtenmagazins mit einer Beschlagnahmeaktion überzog und die leitenden Mitarbeiter verhaften ließ, wurde aus Pullach ebenfalls Dr. Hans Langemann in Marsch gesetzt. Auf den Tonbändern erinnert Dr. Langemann alias Lückrath sich:

»Da wurde ich hinterher eingeschaltet. Die 'Spiegel'-Affäre war gelaufen. Ich kam auch da wieder von einer Dienstreise zurück. Und da ich inzwischen so zum jungen Mann von dem Vizepräsidenten Worgitzky geworden war, da schickte der mich herauf nach Hamburg, weil erstmalig etwas ganz Sensationelles passiert war, nämlich: Unsere Dienststelle am Harvestehuder Weg - damals geleitet durch den Oberst Wicht, Deckname Winkler, dieses unsägliche Arschloch da: ich meine, ein hochbegabter Offizier, ohne Zweifel, mit fehlerloser Reputation, ohne jeden Zweifel, aber nachrichtendienstlich ein Kind, den so zu Überlegungen der Gegenspionage zu machen, was ihm völlig fremd war? Nun gut - die war denn beschlagnahmt worden. Panzerschränke waren versiegelt worden, Tagebücher von Wicht und sonstige Journale waren mit... Na ja, ich meldete mich da oben und kam denn nun in Hamburg Speersort, war ja damals der 'Spiegel'. Und da unten standen zwei so Schupos rum mit weißen Mützen auf. ...Und ich war dann im Büro von Augstein, traf den Schmatloch. Und der Schmatloch saß im Büro von Augstein auf so einem Stapel von Akten, da saß der drin und sagt: 'Um Gottes willen, wer sind Sie denn?' Ich sage, ich bin der und der. 'Ah, das ist ja wunderbar, daß Sie kommen. Beantworten Sie mir gleich mal eine Frage, Herr Kollege: 'Wer ist Worgitzky?' Ich sage, das ist unser Vizepräsident. Ja, sagt er, das gibt es doch nicht. »Ja, mein Gott, der kommt ja doch in allen Aufzeichnungen hier vor beim 'Spiegel' bei den Berichten von Becker.« Die lagen da. Da hab ich so zwei Kladden da rausgezogen, so verknickt in die Tasche gesteckt, guckten noch so raus, nen halben Zentimeter, halbe zehn Zentimeter, hab ich da was drübergezogen, hab ich dann mitgenommen und hinterher im Zuge erst angesehen, was das wohl war... und bin dann zurück und hab sie Worgitzky übern Tisch geschoben und gesagt, hier stehen Ihre Spesenabrechnungen drin. Und deshalb hat der 'Spiegel' hinterher auch nur veröffentlichen können, der Becker und der Worgitzky hätten sich einmal dort in einem Fischlokal in Hamburg getroffen und Lafitte Rothschild getrunken, zwei Flaschen, die sie sich aber nach deutscher Art geteilt hätten. Die anderen beiden Kladden, die ich geklaut hatte, da standen aber die ganz anderen Sachen drin... wann und wie sie sich getroffen hatten, was da ausgegeben worden war... Mein Auftrag von Worgitzky war, die Dienststelle des BND freizustellen, freizubekommen. Die staatsanwaltlichen Ermittlungen, die bundesanwaltlichen Ermittlungen in gar keiner Weise natürlich zu behindern oder den Versuch dazu zu unternehmen, aber natürlich für den BND zu retten, was zu retten war... Und da hat der Schmatloch mir denn auch gesagt, das brauchen wir nicht, das können wir ja gar nicht lesen, da stehen j a nur so anonyme Bezeichnungen drüber. Was soll das?«

Was der »junge Mann von Worgitzky« damals an Kladden dem Oberstaatsanwalt Schmatloch wegtrug, hätte möglicherweise - wäre es der Bundesregierung und vor allem dem damaligen Bundesverteidigungsminister Franz Josef Strauß bekannt geworden - diesen ein Licht aufgesetzt darüber, was zwischen »Spiegel« und BND gelaufen ist.

So aber blieben Bundesregierung und Strauß zum Teil im dunkeln tappend zurück. Unter dem Datum vom 3.12.1962 (Streng geheim) berichtete BND-General Langkau seinem Chef Reinhard Gehlen, was Strauß am 30. November gemutmaßt hatte: »Ich habe am 17.10.62 den Präsidenten des BND über die 'Spiegel-Aktion' unterrichtet. Der Präsident behauptet, er habe nur *zwei* Personen darüber informiert. Das stimmt nicht, denn *eine* von diesen Personen war zu dem von dem Präsidenten des BND angegebenen Zeitpunkt gar nicht anwesend, d.h. *nicht* in der Zentrale. Die Behauptung des Präsidenten muß daher als *grundsätzlich* unrichtig angesehen werden.« Gemacht hat Strauß diese Bemerkungen zu einem Mann, der beim BND unter dem Decknamen »Zepter« geführt wurde: der damalige CDU-Bundesminister Heinrich Krone.

Und im gleichen Bericht zitiert Langkau für Gehlen den damaligen Verteidigungsminister noch einmal: »Josef bei einer Besprechung mit Schriftsetzer *(gemeint ist Baron von Guttenberg d.R.)* am 1. 12.62 zwischen 18 und 20 Uhr (während eines Fluges nach München): 'Der Präsident des BND hat sich unglaublich verhalten. Er lügt. Er hat eine eidesstattliche Versicherung abgegeben, daß er nur zwei Herren seiner Umgebung am 18.10.62 von der 'Spiegel-Aktion' - über die er von mir am 17.10.62 unterrichtet wurde - Mitteilung gemacht hat. Beide Herren haben ihrerseits diese Darstellung geleugnet, d.h. sie wurden überhaupt nicht unterrichtet. Es bleibt daher nur eine Lösung übrig: Der Präsident hat den Oberst Wicht persönlich beauftragt, den 'Spiegel' zu warnen oder sogar ihn selbst gewarnt.«

Fortgesetzt wurde diese Inlandsaufklärung des Bundesnachrichtendienstes, deren Gegenstand Strauß geworden war, am 7. Dezember 62. Ebenfalls »Streng geheim« berichtet Langkau an Gehlen von einer Einladung zum Abendessen, die der damalige Bundesaußenminister Heinrich von Brentano gegeben hatte. Anwesend der damalige Vizekanzler Erhard mit Frau, Strauß mit Frau und »Dr. Schauffel mit Frau«. Abgesagt hatten wegen eines Koalitionsgespräches der damalige Bundeskanzler Adenauer und Baron von Guttenberg.

Daß in dem Langkau-Bericht »Dr. Schauffel mit Frau« steht, enttarnt zugleich den BND-Agenten in der Ministerrunde. Unter dem Decknamen »Schauffel« oder »Spaten« wurde in Pullach Dr. Johannes Schauff geführt, ein ehemaliger Reichstagsabgeordneter der Zentrums-Partei, der als Drahtzieher hinter manchen politischen Kulissen in der Geschichte der Bundesrepublik tätig geworden ist. Im BND wurde er als Duz-Freund des SPD-Politikers Herbert Wehner geführt. Und daß nach dem großen BND-Revirement von 1969/1970, nachdem in Bonn die SPD das Kanzleramt übernommen hatte, Schauff weiterhin im BND-Sold blieb, soll seinem Wehner-Kontakt zu verdanken sein. Dr. Langemann erinnert sich, Schauff sei damals, 1969, mit 2.000 Dollar monatlich, man wird vermuten dürfen: steuerfrei, aus der Kasse des BND bezahlt worden. So findet sich denn in dem Langkau-Bericht an Gehlen vom 7.12.62 nicht nur die Information: »Dr. Schauffel saß während des Essens neben Frau Strauß. Diese wußte alle Einzelheiten über die Vorfälle im Zusammenhang mit dem 'Spiegel' und wiederholte sämtliche Behauptungen von Strauß gegen den BND, speziell gegen die Person von 106« (*106 war das BND-Kürzel für Präsident Gehlen, d.Red.),* sondern auch noch eine Bemerkung von 273, General Langkaus Nr. im BND: »Es darf als ein glücklicher Umstand gelten, daß Dr. Sch. sich am 3.12.62 mit 273 getroffen hatte und in großen Zügen über die wirklichen Vorgänge unterrichtet war.«

Fast drei Jahre später hat sich Langkau noch einmal die Mühe gemacht, die »Spiegel«-Affäre aufzuarbeiten. Seinen Präsidenten, der so schwer verdächtigt worden war, stellt er dabei als das Opfer eines Irrtums dar. Dabei weist er auf einen wahrscheinlicheren Informanten des »Spiegel« hin: »Das Bundeskanzleramt hatte zu dieser Zeit bereits eine Zeittabelle über die Telefongespräche, die zwischen dem 8. und 17.10.62, zwischen Ws. und Oberst Wicht stattgefunden hatten.« »Ws« war im BND das Kürzel für Vizepräsident Worgitzky, dem Mann also, der sich in »Spiegel«-Beckers Kladden mit seinen Spesenabrechnungen befand, die unter den Augen des Oberstaatsanwalts Schmatloch der BND-Mann Langemann davontrug.

Aktion Hornisse

Als größte Pleite in der Geschichte des BND gilt der Fall Felfe. Dieser Star aus der Beschaffungsabteilung wurde 1961 als Ost-Agent enttarnt, abgeurteilt und später ausgetauscht. Jahrelang hatte er aus dem BND an das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) in Ost-Berlin BND-Quellen im Osten verraten. Bis heute nicht bekannt wurde ein zweiter Sicherheitsfall, den die BND-Spitze für noch gravierender hielt: »Der Fall Hornisse«. Dr. Langemann, damals Stabsschef von BND-General Langkau, erinnert sich:

»Der Dr. Jacobs saß in der Hotel-Bar im Hotel Phönizia (in Beirut, Libanon) einem Individuum gegenüber, der war 43, 45 Jahre alt, gekleidet in einen fadenscheinigen Anzug. Und der, wie man das bei Emigranten oder Deserteuren oft hat, wollte ihm nun so in allem, was er so auf der Seele hatte, entgegenkommen, alles erzählen. Jacobs sagte: 'Nun, beruhigen Sie sich, was wollen Sie mir sagen? Was kostet das?' - Dieser Mann - wir haben ihn hinterher George genannt - also der George kam dann aus sich heraus und sagte: 'Herr Doktor, da ist in Wien eine ganz prominente konspirative Wohnung eingerichtet worden durch den sowjetischen KGB. Das habe ich erfahren durch einen sowjetischen Offizier, mit dem ich eng liiert war.' - 'Wie hieß der?' sagte Jacobs. 'Das sage ich jetzt nicht.´ Daraufhin sagte Jacobs: 'Ja, dann gebe ich Ihnen auch kein Geld'. Und stand auf. - 'Nein, nein, bleiben Sie hier, um Gottes willen. Das war der Oberstleutnant Gregoriew.' - 'Ja, und was nun?' Der Mann: 'Der KGB hat in Wien eine konspirative Wohnung, er hat noch mehr, aber diese eine kenne ich. Und diese konspirative Wohnung, die liegt genau gegenüber der Atom-Kommission . Wissen Sie, diese Atom-Kommission, wo ja auch lange Zeit, nachdem er als Botschafter da oben in der Mongolei oder was weiß ich abgelöst worden war, der Molotow, der langjährige sowjetische Außenminister nun als Repräsentant der Sowjetunion tätig gewesen ist. Da gegenüber ist die konspirative Wohnung, und es ist der Auftrag des KGB, nicht nur den westlichen Teil, sondern auch den östlichen Teil dieser Anlage und was da so rein und rausgeht und was die da sprechen, zu beobachten.' Jacobs sagte dann in seiner etwas nonchalanten Art: 'Ja, können die dann ihren Molotow nicht selbst beobachten? Muß denn das in Wien sein? Hören Sie

mal, mein Lieber, was Sie mir da erzählen, das interessiert mich eigentlich nur am Rande. Aber gut: Was kostet das denn nun eigentlich?' - 'Nun, Herr Doktor, sagte der Emigrant, Sie sind immer so direkt, aber wenn Sie mich schon so direkt fragen, würde ich sagen, es kostet 10.000 Dollar.' - '10.000 Dollar', sagte Dr. Jacobs, 'was haben Sie hier getrunken, was darf ich bezahlen? «Nein, nein, Herr Doktor, also 10.000 Mark.' - Aha, sagte der Jacobs. Gut, ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir diesen Hinweis gegeben haben, ich gebe Ihnen hier mal einen Scheck von 500 Dollar. Und ich gebe Ihnen eine Adresse in Deutschland, ein Postschließfach in Bonn, worüber Sie mich erreichen können. Und dann sprechen wir vielleicht noch weiter darüber. Es hat mich außerordentlich gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich bedanke mich. Wiederschaun.'«

Was der Dr. Langemann da über seinen Dr. Jacobs erzählt, ist mehr als Geheimdienstlatein. Dr. Jacobs, hinter dem sich Dr. Wilhelm Haas verbarg, während des 2. Weltkrieges Chefrichter der Heeresgruppe West in Frankreich, wurde im BND unter der Bezeichnung EVA 55 geführt. Diese Führungsstelle 111 im Strategischen Dienst von General Langkau verfügte 1968 über einen Jahresetat von 83.520 Mark. Seit 1960 wurde er unter der V-Nummer V-10.000 geführt. Als Aufklärungsgebiete weist sein Personalbogen vom 14. Januar 1969 aus: »Führung und Abschaltung zugewiesener Verbindungen, im übrigen internationale Informationen«. Als Unterquellen des Dr. Jacobs werden genannt: Internationaler Klub Bonn; Wirtschaftspolitischer Klub Bonn; Presseklub Bonn; Goethe-Institut Rom; Deutsche Botschaft Rom; Deutsches Konsulat Neapel und Sonderverbindungen in Italien. Dieser 1980 verstorbene BND-Mitarbeiter brachte nun vom Libanon-Trip den Tip mit der konspirativen Wohnung mit. Dr. Langemann erinnert sich:

»Das weitere war Routine. Als Herr Jacobs zurückgekommen war und wir diese Hinweise erhalten hatten, haben wir schnell festgestellt, daß es sich bei der konspirativen Wohnung gegenüber der Internationalen Atom-Kommission, Atom-Energie-Behörde, offenbar um eine Wohnung handelte, die eine Frau unterhielt, die Vera Vacorisky hieß, einer - wie sich hinterher herausstellte - erotischen Sau ohne Beschreibung. Durch die guten Beziehungen zur Wiener Staatspolizei wurde alsbald geklärt, daß Vera Vacorisky. eine polnisch gebürtige Jüdin, die, zweifach geschieden, zuletzt mit einem Russen verheiratet, nun inzwischen ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte, dort wohnte. Die Tochter war mit einem Nato-Offizier verheiratet. Die Dame stand ohnehin schon unter Kontrolle der Wiener Staatspolizei. Das ist im Rahmen der Bundespolizei in Österreich der sogenannte Staatspolizeiliche Dienst. Zu diesem hat der BND immer gute Beziehungen unterhalten. Das war insbesondere der Dr. von Lewitzky, Deckname Dr. Lemp, der diese Kontakte aufzubauen versucht hat. Wir hatten damals ja in der Zentrale eine Zentralkartei - das computermäßige Speichern kam erst hinterher dazu - aber auch diese Zentralkartei unter dem bewährten Mitarbeiter Hummel Hummel funktionierte tadellos. Und so bekam ich eines Tages auf meinen Tisch die Mitteilung, daß die Vacorisky, diese Dame da in Wien, im BND bekannt sei. Und in diesem Fall bekam ich nun die Nachricht: ja, bekannt, Anbahnungsobjekt einer Dienststelle. Nachdem das bekannt war, habe ich meinen Außenmitarbeiter Misto (EVA 130, Residentur und Operationsstab Athen, Klarname Misto Papatheodopolus. D. Red.) ins Bild gesetzt. Wir hatten nämlich operativ die Ansicht vertreten, daß man den Nachrichtendienst, der ja ein geheimer ist, so führen muß, daß es dem anderen nicht unbedingt aufscheint, daß der deutsche Nachrichtendienst dahintersteckt. Und deshalb schickten wir nun Ausländer**.** Und eines Tages, als ich Dr. Wilhelm 'Jacobs' wiedertraf, da fragte er mich augenzwinkernd: 'Was ist denn eigentlich in Wien passiert damals?' Ich habe ihm gesagt, 'Wilhelm mein Gott, du hast uns in eine Sache hineingeritten, wie ich sie schrecklicher überhaupt nicht vorausgesehen haben könnte.' - 'Oh', sagte er nur, 'was hast du schon vorausgesehen? Was ist denn passiert?' - 'Ja, ich muß dir folgendes sagen: Da ist eine Stelle des Bundesnachrichtendienstes an diese Vacorisky herangekommen, und dieser Mann, er hieß Mutschmaen, hat mit ihr in Zusammenhang gebracht seine eigene Ehefrau. Und nun stellte es sich heraus, daß diese Ehefrau des V-Mann-Führers - so was findet man selten, aber es kommt vor, es kommt auch im Nachrichtendienst vor - eine Masochistin war. Eine Masochistin! Mein Gott, ich dachte mal an meine früheren kriminologischen Studien bei Hans von Hentig. Und was war passiert? Es war nämlich folgendes passiert, daß diese Vacorisky diesen V-Mann-Führer wegen dieser speziell gearteten Ehefrau total untergebügelt hatte, weil man zu Dreien dann ins Bett stieg und die verehelichte Dame da nun entsprechend bearbeitete. Was ja auch nicht so ganz üblich ist. Und aus diesem Grund sahen wir plötzlich, daß der sowjetische Nachrichtendienst eingestiegen war tief in den Bundesnachrichtendienst über diesen Mann, weil er nun seine bzw. die Schwäche seiner Frau ausgenutzt hatte.' - 'Mein lieber junger Freund', sagte mein Freund Dr. Wilhelm »Jacobs« darauf, 'ich sagte es ja immer schon, die einen tuns aus Liebe, die anderen nur für Geld.' Aber dann wurde er ganz ernst und sagte: 'Siehst du, sowas schafft man nur, wenn man international präsent ist. Ich hoffe, das bleiben wir.'«

Die internationale Präsenz des Dr. Wilhelm H. alias Jacobs im Libanon hatte somit letztlich geklärt, daß der KGB einen direkten Zugriff in die Zentralkartei des Bundesnachrichtendienstes in Pullach verlor. Wieviel Informationen bei der Wiener Triole von West nach Ost gingen, weiß wohl auch der BND nicht genau. Aber die Effizienz des Dienstes in Richtung Osten war nach Felfe ein weiteres Mal in Frage gestellt. So war es nur konsequent, daß die Pullacher in den letzten Jahren von Gehlen mehr und mehr im Westen auch in sogenannten befreundeten Staaten und in der »Dritten Welt« operierten.

Der BND im Vatikan

Reinhard Gehlen, der den Bundesnachrichtendienst vielfach wie ein Familienversorgungsunternehmen führte, hatte als legalen Residenten nach Rom seinen Bruder Johannes Gehlen geschickt. Die Rolle von »Giovanni« für den Bundesnachrichtendienst in Rom war nur eine Seite der Pullacher Aktivitäten in der Heiligen Stadt. Für den Strategischen Dienst des General Langkau residierte hier EVA 102 mit dem Code-Namen »Emilio«, der Klarname war Marquese de Mistura. So romantisch wie dieser Name war die Geschichte dieses Agenten mit der Bezeichnung V10010. Er war der Sohn eines Italieners und einer Österreicherin, die in zweiter Ehe einen albanischen Adeligen heiratete.

Dr. Langemann erzählt:

»... und dann sind die nach Tirana, nach Albanien, gezogen. Wie gesagt, der Stiefvater war ein albanischer Grande, praktisch ein besserer Raubritter. Und der Emil ist dort, wenn auch nicht formell konfessionell, aber doch faktisch, im muselmanischen Glauben aufgezogen worden. War dann Offizier bei König Zogu, wurde als Kadett nach Italien zurückgeschickt, kam dann auf die Kavallerieschule in Modena und wurde dann, glaube ich, italienischer Leutnant. Und kam danach nach Albanien zurück. Und war dann eigentlich Chef der Leibwache von König Zogu und der Königin Geraldine, dieser ungarischen Gräfin, die der Zogu geheiratet hat. Das war, glaube ich, ein Jahr, bevor Mussolini im Jahre 1938 nach Albanien einfiel. Und Adolf Hitler hatte die Großzügigkeit, schenkte dem König Zogu zur Vermählung einen Mercedes, einen großen, offenen, schwarzen Mercedes. Mit diesem Mercedes hat der Emil die Königin Geraldine, die gerade einen Tag vorher niedergekommen war unter ungeheurem Blutverlust, persönlich steuernd nach Griechenland gefahren und von dort aus nach Ägypten gebracht, weil nämlich der König Faruk ja auch kein Ägypter war, sondern auch albanischer Stammeszugehörigkeit. Daher kamen von diesem Emil diese kolossalen Verflechtungen im Nahen Osten, auch sein absolut sicheres Auftreten in Moslem-Kreisen.«

»Emil«, der Marquese, 1968 in Rom operierend mit einem Jahresetat von 429.800 Mark, konnte nicht nur unter den Muselmanen sicher auftreten, auch im Vatikan wußte er sich zu bewegen. An der Führungsstelle IV, »Mariano«, - was nur ein anderer Tarnname für den Marquese war - hing eine ganze Reihe BND-Agenten im Vatikan. Dazu gehörten EVA 1200, Deckname »Fatti« aus dem Geheimarchiv des Vatikan, EVA 1201, Deckname »Caruso«, ein Mitglied des Jesuitenordens, EVA 1203, Deckname »Bischof«, EVA 902, »Don Ignatio«.

Der beste aber von allen und der einträglichste von allen war EVA 901 mit dem Decknamen »Bruno«. »Bruno«, bürgerlich Aristides, lieferte dem BND nicht nur Vatikan-Interna, sondern auch Erkenntnisse aus der italienischen Innenpolitik und weltweit aus dem Netz der katholischen Missionen. »Bruno«, mit der V-Nummer 58201, wurde 1964 angeworben und eingewiesen. Auch wenn, pietätvollerweise, in seinem Personalbogen in Pullach unter »Motive für Mitarbeit« notiert wird: »ideelle«, so lag der Mann in der schwarzen Soutane, der bis zum Bischof aufstieg, 1969 nicht nur mit einem Monatssalär von 2.500 Mark (steuerfrei und Spesen extra) im oberen Teil der Gehaltsliste. »Bruno« verstand es auch, Sonderzuwendungen locker zu machen.

So fordert auf einem besseren Schmierzettel E 102, der Marquese, am 18.10.1967 für seine Verbindung 901 eine Prämie von 3 Millionen Lire, was damals 20.000 Mark waren. Mit Schreiben vom 24. Oktober wandte sich 273/A, Operationsstabschef Langemann, an Leiter 273 persönlich (General Langkau) »Erg. mit der Bitte um Kenntnisnahme und Zustimmung«. Und dann zitierte er den Marquese: »In der außergewöhnlich guten Verbindung 901 treten familiäre Schwierigkeiten auf, die dringend geregelt werden müssen. Nach der glaubhaften Darstellung unseres Freundes 901 bedrängen ihn seine Farnilienangehörigen nunmehr mit Erbforderungen, deren Grund darin zu suchen ist, daß 901 vor einigen Jahren nahezu das gesamte Erbe aufgebraucht habe, um sein Buch 'The Silent Church' zu finanzieren.

901 fürchtet ernsthafte Störungen in seinem Priesteramt, wenn nicht eine finanzielle Regelung getroffen werden kann. Er hat unter Vorlage der Dokumente die Höhe seiner Verpflichtungen mit 3.000.000 Lire nachgewiesen.

Angesichts der ganz besonderen Bedeutung von 901 erlaube ich mir die Anregung, die aufgetretenen Schwierigkeiten in Form einer Prämie auszugleichen.

Ich bin überzeugt, daß damit die Arbeit weiterhin gefördert werden würde. gez. E-102«

Langkau notierte am Rand »Ja« und in drei Raten am 20. und 28. 11. sowie am 18.12.68 hatte »Bruno« sein Geld.

Die Familienangehörigen, die auf ihr Erbe drängten, waren, wie Dr. Langemann sich glaubt erinnern zu können, wohl eigentlich Spielgläubiger des Geistlichen.

Aber nicht nur privatim half der BND seiner 901, auch dessen Karriere wurde gefördert. So notierte Dr. Langemann alias Dr. Lückrath schon am 17. Januar 1968: »Vermerk: Die Operation Archimandrit hat finanzielle und sonstige Einflußnahmen zum Gegenstand, die zur Verleihung der Bischofswürde an Bruno geführt haben. (Wesentliche Erweiterung seines Aktionsradius'). Keine weiteren Aktenvermerke, da untunlich«.

Und der Aktionsradius von »Bruno« war tatsächlich weit. Über die Mondo Oriental, eine Gesellschaft zur Förderung der ökumenischen Bewegung, beschaffte er ebenso Nachrichten wie über seine Kontakte zu Dr. Alceste Santini, den Herausgeber der Zeitung »Religioni Oggi«. Und über einen dieser Drähte gelang es 901, ein Memorandum für Agostino Casaroli vom 12. Februar 1968 in die Hand zu bekommen. Darin wird für den 14. Februar 1968 der Besuch von Paul Verner, Mitglied des ZK der SED und DDR-Kirchenexperte, in Rom angekündigt. Die Einreiseerlaubnis, so heißt es darin, habe über den italienischen Außenminister Fanfani Sergio Segre besorgt, Mitglied des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Italiens. Aus diesem Verner-Besuch entwickelten sich über Kontakte zwischen der PCI und dem damaligen Außenminister Willy Brandt später wohl die ersten zarten Kontakte zwischen den beiden deutschen Staaten. 901 meldete die Kontakte SPD und PCI, bei denen - auch das spionierte der BND aus - der ehemalige »Stern«Redakteur und spätere Brandt-Berater, Leo Bauer, eine Vermittlerrolle spielte. Mit dabei auch der heutige Parteivorsitzende der PCI, Enrico Berlinguer, wie 901 am 25. April 1968 über seinen Führungsmann nach Pullach melden ließ.

Dieser Eifer soll, so erinnert sich Dr. Hans Langemann, 1969, kaum war die SPD in Bonn ins Kanzleramt eingezogen, zur Abschaltung des Agenten »Bruno« geführt haben:

»Er flog eines Tages dann auch raus. Man sagte ihm, er hätte falsche Meldungen oder erfundene Meldungen über die KPI gebracht und was da nicht alles war. Und dieser intellektuell so hochstehende, feinsinnige Priester, der stand da plötzlich nun glashart konfrontiert - nicht etwa vor dem Abteilungsleiter, um Gottes Willen, das gab es nicht mehr - sondern, der wurde abgespeist durch irgendeinen jungen Schnösel. Der sagte ihm, also, wenn Sie jetzt nicht gleich die Schnauze halten, nicht wahr, kriegen Sie überhaupt nichts. Und wir bieten Ihnen hier mal 1.500 Mark oder 3.500 Mark. Und der Monsignore B. wendete sich an den damaligen Rechtsanwalt Dr. Alfred Seidl, späterer Staatsminister in Bayern. Und der wendete sich gekonnterweise an Wessel. Wessel ging, wie immer, in die Knie. Und dann wurde der Monsignore wenigstens mit 20.000 Mark abgefunden.«

Die »Aktion Kardinal«

Angezapft hat der Bundesnachrichtendienst den Informationsfluß in der katholischen Kirche nicht nur in der vatikanischen Zentrale in Rom. Er tat es weltweit. So setzte der BND auch auf den Wiener Erzbischof Kardinal König einen Agenten an. Seit 1967 arbeitete V-Mann 41120 unter dem Decknamen »Baumann« mit der Operationsbezeichnung EVA 21 in Wien. Getarnt war der von Pullach bezahlte Spion mit der Legende »Wissenschaftler«. In Wahrheit war der 1914 geborene Deutsch-Ungar mit der chilenischen Staatsangehörigkeit Offizier und Historiker. Sein Klarname findet sich in einem KONKRET vorliegenden Organogramm: Roland von Vermes. Im innerdienstlichen BND-Jargon »Graf Horros« genannt.

Dr. Langemann schildert ihn so:

»Dieser Mann war so kosmopolitisch gebildet wie alle Ungarn und unter anderem auf dem Theresianum in Wien großgezogen worden, in dieser berühmten Bildungsanstalt da. Den schickten wir nach Wien und gaben ihm den Auftrag, nachdem das abgeklärt worden war vorher. Wir sagten ihm also: Kannst du Ostaufklärung machen, und in welchem Rahmen kannst du Ostaufklärung machen? Und dann sagte der.- Ja, nun gut. Ich kann an die DDR-Botschaft und an die sowjetische Botschaft nicht ran, aber ich habe einen guten Kontakt zum Kardinal König aus früheren Zeiten. Der berühmte Wiener Erzbischof Kardinal König, der ja nun über variöse Nachrichtendienste Kontakte, Möglichkeiten hatte. Und diese EVA 21 machte geltend, und wir haben es auch gecheckt, daß die Ostaufklärung am besten zu führen sei, indem sich die Verbindung im wesentlichen stütze auf das Erzbischöfliche Ordinariat in Wien und praktisch so im Übergreifsprung die Erkenntnisse, die der Wiener Kardinal aus dem Osten überall hatte, absaugte, wenn man so will, verarbeitete und an uns weiterleitete.«

Durch den Agenten, den der BND Kardinal König an die Seite pflanzte, wurde nicht nur eine Zentralfigur der Katholischen Kirche für die vatikanische Ostpolitik observiert. Gleichzeitig hatte man auch das Ohr an weiteren kirchlichen Organisationen und Instanzen: Am vatikanischen Außenministerium, dem Malteser-Ritter-Orden, dem Bischöflichen Ordinariat in Eisenstadt und dem Verein der Theresianer in Wien. In die von Rom aus gesteuerte »Operation Kardinal« steckte der BND schon bei der Plazierung im Jahre 1967 ganze 16.000 Mark an Anlaufkosten. Zur Begründung schreibt Dr. Langemann alias Lückrath am 18. September 1967 an BND-General Langkau: »Insbesondere soll der Versuch unternommen werden, E-605 (Roland) in Wien hochrahmig zu plazieren, um dadurch die Operation von Anfang an auf din hohes Niveau zu bringen.« Mit seiner neuen Funktion als EVA 21 hielt Agent Roland einen Jahresetat von anfangs 72.000 Mark. Für BND-Verhältnisse billig.

Der BND in Vietnam

Im Bemühen, der CIA weltweit Konkurrenz zu machen, schaltete sich der Bundesnachrichtendienst schon 1963 in die Vietnam-Spionage ein. Aus dem Strategischen Dienst des Geheimdienst-Generals Wolfgang Langkau wurde V-10010, in der »Operation EVA« mit der Tarnbezeichnung E- 102 geführt, Marquese de Mistura aus Rom, nach Südostasien geschickt. Er baute für den BND ein weit gespanntes Agentennetz auf. Dr. Hans Langemann erinnert sich:

»Und da hat der Emil folgendes fertiggebracht: Der ist vorgedrungen unter der Legende, Journalist zu sein. Er hatte nämlich gegründet eine internationale Journalisten-Assoziation in Italien mit tollen Ausweisen, in Schweinsleder gebunden, Goldschrift drauf und Gott weiß was für Scheiß. Er ist vorgedrungen zu dem damaligen Privatsekretär des damals noch lebenden vietnamesischen Staatspräsidenten Diem. Das war der Dr. Thon Tat Tien, und hat ihm vorgetragen, hat abrupt umgeschaltet und sagte: 'Ich komme im Auftrage des deutschen Nachrichtendienstes, Herr Doktor, wir ziehen an einem Strang. Wollen wir miteinander arbeiten? Und dann geschah das Wunder, daß diese Quelle wir dann erschlossen haben: EVA 507, 5 10 hinterher. Wir sagten Herr Dr. Thon. Der setz te sich hin und schrieb mit der Hand einen Dankesbrief an Gehlen, daß er Vietnam in dieser schweren Zeit nicht vergessen hätte. Er führte dann noch aus, daß es selbstverständlich eine Ehren- und Anstandspflicht sei für den großen antikommunistischen Kommodore Europas, den er gehört hatte, daß er das sei, arbeiten zu dürfen. Er werde selbstverständlich den Staatspräsidenten davon informieren und sei sicher, daß der Staatspräsident dem auch willfahren werde. So war es auch. Allerdings wenig später wurde Diem ermordet. Dr. Thon hat immer behauptet und ist dabei geblieben, mir gegenüber verschiedentlich, das hätten die Amerikaner gemacht. Ja, und diese Quelle, der wurde dann hinterher unter einer der folgenden Regierungen Informationsminister in Vietnam. Der brachte uns dann in Verbindung mit Leuten vom südvietnamesischen Sicherheitsdienst, südvietnamesischen Nachrichtendienst.

Ich habe Thon zum erstenmal getroffen im Hotel Caravelle in Saigon. Emil brachte ihn herein. Ich sagte, es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen, Exzellenz, denn ich höre, daß Sie doch in unserer allgemeinen Richtung... Und so kamen wir ins Gespräch.«

Das »Gespräch« zwischen »Dr. TTT« (BND-Jargon) und Pullach dauerte von 1964 bis 1969. Dr. Thon, zuletzt mit einer monatlichen Vergütung von 2.800 Mark, lieferte als V-Mann 58216 nicht nur Nachrichten, sondern als weiteren Agenten EVA 511, Colonel Tran-Van-Due, den Chef des militärischen Sicherheitsbüros des berüchtigten vietnamesischen Generals Loan. Dessen Bild ging um die Welt, als er auf offener Straße einen gefangenen Vietcong ermordete. Loans Sicherheitschef Tran war für den BND eine wichtige Quelle. Ab Januar 1968 erhielt er monatlich 500 Dollar. Die Zahlung erfolgte auf Vorschlag von Langemann für das ganze Jahr im voraus. Pech für Langemann, daß er schon am 7. Juni 1968 General Langkau melden mußte, daß der Colonel Tran »vom Vietcong ermordet worden« ist. »Er ist der vierte Gefallene meines dortigen Quellennetzes«, klagte alias Lückrath seinem Chef. Doch auch eine gute Nachricht hatte er zu melden. Sein Agent EVA 5 10, »Dr. TTT«, war zu dieser Zeit Informationsminister in Saigon geworden.

Die Saigoner Quellen meldeten nicht nur Militärisches, etwa eine geplante Vietcong-Offensive und die Lage von Vietcong-Basen in Kambodscha, aus Saigon kamen auch politische Nachrichten. Die freilich hörten sich anders an als die politischen Propagandaerklärungen, wie sie damals offiziell in Saigon, Washington, aber auch in Bonn Sprachregelung waren. So meldete der BND - Führungsunterrichtung Nummer 5045 vom 22. Juni 1968 - über den »wirtschaftlichen Hintergrund des amerikanischen Engagements in Südostasien«:

»Im Golf von Thailand sind überaus reiche Erdölvorkommen festgestellt worden. Obwohl diese Tatsache seit 1950 bereits der französischen Regierung bekannt war, ist die Öffentlichkeit nie darüber unterrichtet worden, da die großen internationalen Erdölgesellschaften den Kampf um die Bohrrechte aus naheliegenden Gründen nicht zu einem Thema der Weltpolitik machen wollten. Die USA erhielten von diesen Erdölvorkommen Anfang der 50er Jahre Kenntnis. Nach Meinung der genannten Quellen *(zwei thailändische Minister, General Prapas und Samarn Buravat, sowie Walter Levey, Vertreter des texanischen Ölkonsortiums. D. Red.)* ist die gesamte Südostasienpolitik der USA auch im Zusammenhang mit ihren Bemühungen zu sehen, sich... die Exklusivrechte für den Abbau des Erdöl zu sichern... Inzwischen ist es 13 amerikanischen Erdölgesellschaften gelungen, von der thailändischen Regierung Konzessionen für die Ausbeutung zugesagt zu bekommen... Die Gewinne sollen 50:50 zwischen Thailand und den USA aufgeteilt werden.«

Eine solche Erklärung klingt einleuchtender als das damals offiziell verbreitete Gewäsch, wonach die GIs im Dschungel von Vietnam für die Freiheit und die westlichen Demokratien kämpften.

Eine weitere Meldung des BND aus Saigon ist es heute noch wert, veröffentlicht zu werden. In einem Reisebericht über einen Asienaufenthalt vom 12. bis 24. April 1967 meldete EVA 102:

»Ich erfuhr, daß alle Mietverträge, die zwischen vietnamesischen Privatpersonen und amerikanischen Militär- und Verwaltungsangestellten abgeschlossen wurden, inzwischen bis zum 1. Januar 1971 verlängert wurden; das gilt nicht nur für Villen, sondern auch für Grundstücke, Depots, sonstige Gebäude usw. Außerdem wurde bestätigt, daß ebenso alle Verträge zwischen amerikanischen Baufirmen und Südvietnamesen inzwischen bis zum Januar 1971 verlängert wurden.

Alle Arbeitsverträge dieser Baufirmen (meistens aus Texas, Madame Johnson sei an allen Firmen kommerziell interessiert, versicherte mir Dr. Thon) mit dem vietnamesischen Personal laufen bis Januar 1971. Man hat allgemein den Eindruck, daß sich die Amerikaner darauf vorbereiten, mindestens bis 1971 in Südvietnam anwesend zu sein. Die Verlängerung der Verträge scheint kein Zufall zu sein, sondern vielmehr eine Weisung Washingtons.«

Auch diese Meldung macht Sinn. Und. sie wird historisch bestätigt. 1969 beginnen in Paris die Vietnam-Friedensgespräche. Da sie sich länger hinzogen als Amerikas Chef-Unterhändler Kissinger voraussehen konnte, erfolgte der Abzug der US-Truppen erst 1973, zwei Jahre später als 1967 geplant. Zwei Jahre mehr Zeit für die Baufirmen der einstigen US-Präsidenten-Gattin, Mrs. Johnson, in Vietnam zu profitieren.

Diese BND-Meldungen aus Vietnam tragen den Stempel »Fleurop in jeder Form gesperrt«. Das ist enttarnend. Denn Fleurop war der BND-Code für befreundete Nachrichten-Dienste, allen voran »Hortensie«, die CIA. Viel Vertrauen gab es zwischen den formell Verbündeten - BRD und USA - im Geheimdienstbereich offenbar nicht.

Der Fall Monica II

Nicht nur die Geheimdienste BND und CIA arbeiteten teilweise gegeneinander. Der BND spionierte auch in den USA und bespitzelte US-Politiker. Der gravierendste Fall: EVA-Operation »Monica II«. Zielperson: Richard Nixon, Präsident der USA.

In einem Brief an BND-Präsidenten Wessel (auf dieser Seite im Faksimile) erläutert Langemann die Operation. 273 war zu dieser Zeit schon Dr. Kurt Weiß alias Winterstein.

Der BND plazierte also bei Nixon, der offiziell am 20. Januar 1969 Präsident wurde, einen Einfluß-Agenten. Ziel dieser Aktion, so Dr. Langemann:

»Da wollten wir an den Nixon heran. Aber nicht an den Nixon informativ heran, wir wollten keine Information von ihm ziehen. Sondern wir wollten - das war der Sinn der ganzen Operation - dem Nixon deutsche Ansichten über einen ihm tief verbundenen und auch finanziell verflochtenen Freund zukommen lassen.«

Doch dabei blieb es nicht. Die Zentrale in Pullach, damals schon unter BND-Präsident Gerhard Wessel bei Dienstaufsicht des damaligen Kanzleramts-Staatssekretärs und heutigen Bundespräsidenten Dr. Karl Carstens wollte für den CDU-Kanzler Kurt Georg Kiesinger Nachrichten aus dieser Quelle schöpfen. Die Order, aus Mr. London mehr zu machen, kam nach KONKRET vorliegenden Dokumenten am 11. Juni 1969 aus Pullach. Die Weisung, von 1 A 5 / Dr. Framberg an Langemann und EVA 102 weitergegeben, stammt von A L 1. Dahinter verbirgt sich Winterstein alias Dr. Kurt Weiß, der neue Operationschef des BND, der Nachfolger von General Langkau. In dem nach Rom per FS übermittelten Auftrag vom 11. Juni 1969 heißt es:

»Der Termin der Reise des Herrn Bundeskanzlers nach Washington steht zwar noch nicht genau fest, müsse jedoch zwischen dem 5. und 15. Juli angenommen werden. *Vorher* sollten Ergebnisse der USA-Reise von E-102 vorliegen, da es sich im wesentlichen mehr um die Beantwortung von Aufklärungswünschen als um Maßnahmen im Rahmen der »psychologischen Kriegsführung« handelt. Ein entsprechender Fragebogen liegt vor, der von AK 40 (das ist Dr. Langemann in Rom, d. Red.) im Führungstreff mit E-102 zu erörtern wäre.«

Am 23. Juni meldet Langemann an Winterstein persönlich Auftrags-Vollzug. In dem KONKRET vorliegenden Dokument heißt es: »Die Durchführung der Angelegenheit, die nunmehr ausschließlich die Erteilung von umfangreichen Aufklärungswünschen an EVA 102 (Rom) vorsieht, ist mit diesem eingehend erörtert worden. Im Ergebnis ist er - wie nicht anders zu erwarten - bereit, dieser vollkommen veränderten Operationslage nach besten Kräften Rechnung zu tragen.«

Aber AK 40 meldete auch Bedenken. In einem dringenden Fernschreiben (Nr. 150 vom 25. Juni 1969) schreibt der Agentenführer: »Bitte ich ernstlich um Überprüfung der Auftragsrichtung. Die jetzt erteilten Aufklärungswünsche bedürfen doch *eingehender* Vorbereitung. Wie stellt man sich denn die praktische Angelegenheit der Sache vor? Soll 102 seinem zu jeder Vermittlung bereiten Freund sagen: 'Wir verzichten auf Vermittlung, aber hier hast Du 8 Seiten Fragen, die du uns bitte beantworten wirst'.«

Dr. Langemann alias Dr. Lückrath schließt: »Ich sage, daß ich persönlich über diese Entwicklung sehr unglücklich bin.«

Kasten »Für EVA zahlte Bonn Millionen« auf Seite »70«

Für EVA zahlte Bonn Millionen

Zu ihrem Namen kam die Operation EVA, weil sie von einem Haus im Pullacher BND-Camp aus geleitet wurde, in dem zur Nazi-Zeit hin und wieder Adolf Hitler mit seiner Geliebten Eva Braun, seiner späteren Ehefrau, zu nächtigen pflegte: Das Haus 37. Dienstintern hieß es auch das »alte Doktor-Haus«. Der Doktor, das war Dr. Schneider alias Reinhard Gehlen, hatte im Haus 37 zunächst sein Büro gehabt und war später, als seine Familie aus dem Camp nach Starnberg umsiedelte, ins Haus 36 umgezogen. Hier residierte auch sein Nachfolger als BND-Präsident, Generalleutnant Gerhard Wessel, der im Dienst als Wieland figurierte.

Im Haus 37 saß 273. Hinter dieser Nummer verbarg sich der »Strategische Dienst«, die operative Beschaffungsabteilung des BND. Formell gab es diese Abteilung seit 1956, allein die Nummer - zuletzt eben 273 - wechselte, zumal nach dem »Fall Felfe« die internen Dienststrukturen verändert wurden. 273 hatte drei Unterabteilungen, war aber intern so unübersichtlich strukturiert, daß der Bundesrechnungshof das Chaos monierte, weil die Kontrolleure nicht mehr durchblickten. Immerhin betrug 1967 der Jahresetat des Strategischen Dienstes 40 Millionen Mark. Geleitet wurde er seit Mitte der 50er Jahre von Generalmajor d. Reserve Wolfgang Langkau mit Decknamen Holten, vor Felfe: Langendorff.

Sein Stellvertreter war Dr. Kurt Weiß mit Decknamen Winterstein. Beide führten eigene operative Apparate. Die Operation EVA unterstand bis zu seinem Ausscheiden 1968' Holten-Langkau, dann trat Winterstein-Weiß an seine Stelle.

Der Holten-Apparat, im engeren Sinne der Strategische Dienst, war ab 1966 wie folgt gegliedert:

· Leitung: Holten (General Langkau),

· Büro: Frau Körner. Von hier aus wurden Sonderverbindungen geführt, die Langkau zum ersten Teil noch aus der »Abendländischen Gesellschaft« des Fürsten Waldburg-Zeil übernahm, Einfluß- und Beschaffungsagenten zugleich: Klaus Dohrn, Dr. Johannes Schauff und Baron Guttenberg etwa.

· Zentrale Operationsgruppe unter Dr. Lückrath, Klarname Dr. Hans Langemann. Das war ab 1962 die eigentliche Operation EVA mit illegalen Residenten in Äthiopien, Frankreich, Griechenland, Hongkong, Italien, Japan, Malta, Österreich, Südvietnam und dem Vatikan.

· Zentrale Aufgaben: Dr. Prest

· Sonderverbindungen: Dr. Lemp. Zum Holten-Apparat gehörten auch einige Dienststellen, die nicht in Pullach residierten:

· Dienststelle 921 (München):
Sie machte Auswertung und Analyse. Leitung: Scheffel (Deckname); hier wurden »Steuerungshinweise« erstellt, die an »Bedarfsträger«, also Politiker von Regierung und Opposition in Bonn gingen. Dafür gab es wechselnde Verteiler. Bei kirchenpolitischen Nachrichten wurde ein Sonderverteiler benützt, so daß auch bundesdeutsche Bischöfe und Kardinäle BND-Informationen bezogen.

· Dienststelle K 50 (München):
Von hier aus wurden Operationen in Frankreich und im Nahen und mittleren Osten getätigt. Leiter: Dr. Alois (Deckname)

· Dienststelle K 4 T (München):
Als Verlag getarnt, betrieb diese Abteilung Aufklärung in Skandinavien und an der UNO. Leitung: Stein (Deckname)

· Dienststelle KOA (München):
Sie machte »Schulung«. Leiter: Heinze (Deckname)

· Dienststelle T 1 P (München):
Sie betrieb unter ihrem Leiter Raupach (Deckname) militär-politische »Forschung«.

· Dienststelle T 1 Z (Frankfurt):
Diese Gruppe operierte in Fernost und im Sudan. Leiter: Herz (Deckname)

Allein für 1968 standen EVA an operativen Sachmitteln 1, 1 Millionen Mark zur Verfügung. Damit wurde ein Agenten-Netz von Rom bis Hongkong, von Stockholm bis Wien, von Rio de Janeiro bis Tokio bezahlt. Aus diesem Topf wurden auch Handelsfirmen und Pressebüros unterhalten, hinter denen der BND stand und von denen aus die Operation EVA lief.

Konkret 03/82, S. 72

Michael Hol□ ach

De□ tschland □ msonst

Z□ F□ □ □ nd ohne Geld lief Michael Hol□ ach □ □ eieinhalbta□ send Kilometer d□ rch die B□ ndesrep□ blik. □ berstanden seinen sechsmonatigen Marsch, □ eil die De□ tschen einen H□ nd nicht so schnell □ erh□ ngern lassen. Feldmann, ein j□ nge Bo□ ermischling, □ ar Hol□ achs ein□ iger Begleiter. N□ r □ enn er H□ nger hatte oder einen trockenen Schlafplat□ bra□ chte der Wanderer d□ rch De□ tschland die Hilfe □ on Menschen. Denn anders als der B□ ckermeister R□ diger Nehberg, der pop□ l □ □ berlebensk□ nstler□ , mochte sich Hol□ ach nicht □ on totgefahrenen Kr□ ten ern□ hren. Anders als Nehberg hatte er bei s Gratis-Marsch a□ ch keinen Presse-Tross im Schlepp. Denn Michael Hol□ ach □ ar a□ ch □ or dem Jo□ rnalism□ s, □ or seine eigenen Ber□ f, □ eggela□ fen, als er sich im Fr□ hjahr 1980 a□ f den Weg machte: □ Wen interessieren schon Hol□ minden od Heppenheim oder Bergisch-Gladbach, fragte ich mich, die interessieren □ or allem mich selbst, denn da □ ar ich mal □ □ ha□ s Und □ nter□ egs □ ollte ich den Menschen, □ ber die ich fr□ her schmarot□ end Artikel geschrieben hatte, nicht als jemand begegnen, der ein Informationsbed□ rfnis hat, sondern H□ nger ... □ Aber dann hatte Hol□ ach doch K□ gelschreiber □ nd Min R□ cksack.

Mendorf in Bayern. Bei Sonnenuntergang hält ein Auto direkt neben mir. Der Fahrer steigt aus und stellt sich vor: »Stolz, mein Name, Stolz wie der Komponist«. In seiner Hand hält er vier Fleischwürste, die er Feldmann gleich zum Fraß vorwirft. Ihm seien die Tränen gekommen, sagt der Mann, als er uns durch sein Dorf laufen sah, und damit der Hund auch ja keinen Hunger leiden müsse, habe er sich die Würste aus der Speisekammer gegriffen und sei uns nachgefahren. Als ehemaliger Vorsitzender des örtlichen Tierschutzvereins »bin ich dir das doch schuldig«, sagt er zu Feldmann, der ihn dankbar anwedelt. An mich Menschen hat Stolz nicht gedacht.

Zwischen Brakel und Bad Driburg: Vor Hainhausen stehen ein paar Biwaks gut getarnt in der Wiese, davor patroullieren englische Soldaten, mit geschwärzten Gesichtern, die MP's lässig um die Schultern gehängt. Feldmann hat sofort den großen Abfallkübel beim Küchenzelt spitz, in dem offenbar wieder gute Sachen zu finden sind. Ich bleibe zunächst in sicherer Distanz am Weg stehen und warte, bis mein Hund sich satt gefressen hat. Doch dann beginnt ein weißbeschürzter Kerl, nach Umfang und Kleidung der Koch des Camps, so intensiv mit Brot und Speck um Feldmanns Gunst zu buhlen, daß ich eifersüchtig werde und mich berufen fühle einzuschreiten. Aber der Dicke ist gar nicht zu bremsen, »ice dog« und »what a beauty«, schmeichelt er, zwei irische Setter hat er zu Hause in Manchester, und Mitglied des englischen Tierschutzvereins ist auch er. Im übrigen liebt er Tiere »more than everything«, weil sie angeblich nicht lügen können. »Would you like a cup of tea?« Ich antworte ehrlich und sage, daß ich eher hungrig als durstig sei, aber da muß der Koch passen, hundertzehn Mäuler hat er zu stopfen, die Rationen sind genau abgezählt. Nur Tee ist reichlich vorhanden. Aus einem großen Thermosfaß zapft mir der Küchenbulle einen Blechbecher voll, und ich trinke ihn so heiß, daß ich seine Wärme bis in den Magen spüre. »Without tea«, höre ich, »we can´t fight.« Wieso kämpfen? Nun, man ist hier nicht zum Vergnügen, der Feind steht drüben im Westen hinter der Hügelkette, jeden Augenblick kann es losgehen. Was kann losgehen? »The attack«, sagt der Koch, und dann richtet er seine Suppenkelle auf mich und macht »peng, peng, peng«, wie ein kleiner Junge, der Räuber und Gendarm spielt.

Vor dem großen Zelt nebenan, aus dem das Brummen eines Generators zu hören ist, erscheint ein hochgewachsener Mann mit gezwirbeltem Schnauzbart, borstigen Augenbrauen und gepflegter Halbglatze - jeder Inch ein Offizier Ihrer Majestät. Ungewollt nehme ich Haltung an. Freundlich, aber sehr bestimmt fordert mich der Sergeant auf, nach meinem Tee das Militärlager zu verlassen, und zwar »immediately«, man ist in einem Manöver, »everything is top secret«, und beim Wort »secret« vertieft sich seine ernste Falte, die zwischen den blauen Augen genau auf seinen Nasenrücken zuläuft.

Mir ist schleierhaft, was an den paar Zelten so streng geheim sein kann, aber schon zwei Kilometer weiter westlich soll ich es erfahren. Da stehen nämlich drei grüne Gestalten, gut getarnt am Waldrand, und spähen mit Ferngläsern in eben das Hainhausen hinunter, wo ich gerade meinen Fünf-Uhr-Tee zu mir genommen habe. Die drei winken mich zu sich in das Unterholz. Es sind offensichtlich Aufklärer der Gegenseite, des Manöverfeindes, die hier das Gelände ausspähen. Was ich denn da unten im Dorf so gesehen habe, wollen sie wissen. Während ich mir meine Vokabeln für eine Antwort zurechtlege, zückt der eine ganz aufgeregt einen Notizblock, um jedes meiner Worte mitzuschreiben. Ich komme mir ungeheuer wichtig vor. Endlich wollen mal Leute auch etwas von mir.

Da unten, sage ich bedeutungsvoll, ist alles streng geheim, das weiß ich von höchster Stelle. »Top secret«, notiert der Soldat. Zehn bis fünfzehn Zelte stehen gut getarnt auf einer Wiese, in einem läuft ein Generator auf Hochtouren, in einem anderen gibt es guten Tee, und der Koch kommt aus Manchester.

»Oh, Manchester«, sagt einer der drei, da wohnt seine Schwiegermutter. Die traurigste Information, die ich den drei Aufklärern geben kann, ist für sie die allerwichtigste. Es gibt da unten leider nur abgezählte Essensrationen für hundertzehn Personen. »Hundred and ten people«, wiederholt mein Protokollant und haut seinen Kameraden vor Freude auf die Schultern. Damit wissen die Burschen nun genug über die Stärke des Gegners, vermutlich handelt es sich da um sein Hauptquartier, das man heute nacht angreifen will - »attack, you know: peng, peng, peng«, und wieder leuchten

Kinderaugen.- Ihr Aufklärungsauftrag ist damit erfüllt, jeder der drei drückt mir dankbar die Hand, »thanks a lot« - keine Ursache! Im Dauerlauf verschwinden sie im Wald und lassen mich mit meinem schlechten Gewissen stehen. Jetzt hat mir der freundliche Feldkoch da unten gerade einen Tee spendiert, und keine Stunde später verpfeife ich ihn und seine Kameraden.

Da ich kein Kriegsspielverderber sein will, kehre ich noch einmal nach Hainhausen zurück, um dem Sergeant mit dem Schnauzer zu berichten, daß ich seine Geheimnisse verraten habe. Sofort vertieft sich seine Stirnfalte zu einer Schlucht. Damit das militärische Gleichgewicht aber wiederhergestellt wird, erkläre ich mich aber bereit, ihm mitzuteilen, für wann der Gegner den Angriff plant. »When?« fragt der Offizier, und mit einemmal ist all seine Autorität dahin, so lächerlich ernst nimmt er mich, einen dahergelaufenen Zivilisten, der in die Rolle eines Doppelagenten gestolpert ist. Entsprechend selbstbewußt stelle ich nun meine Bedingungen: Da jede Information ihren Preis hat, wäre ich dankbar für eine warme Mahlzeit. Keine fünf Minuten später sitze ich im Offizierszelt vor dicken Bohnen mit Speck, und der gesamte Generalstab klebt an meinen Lippen, um zu erfahren, daß es heute abend losgehen soll mit dem »peng, peng, peng«.

Hinter Hildesheim: Bellende Hunde melden unser Kommen. Eine junge Frau steckt neugierig den Kopf aus einem Fenster. Als sie uns sieht, lacht sie. Um ins Gespräch zu kommen, frage ich, wo ich hier eigentlich bin. »Hier ist Barfelde«, antwortet sie in einem Ton, als sei ihr das peinlich, und schon wechselt sie das Thema: »Ihr Hund, der guckt aber traurig.« Ich setze zu einer ergreifenden Schilderung dessen an, was sich tags zuvor in Hildesheim mit Feldmann zugetragen hat, lasse ohne allzuviele Übertreibungen seinen Unfall in jedem Detail vor dem Mädchen abrollen, lasse Reifen quietschen, Glas splittern, Blut fließen, und sitze wenig später am reich gedeckten Abendbrottisch der Familie Meierholz. »Nun essen Sie sich mal so richtig satt«, sagt Evelyn, die Krämerstochter, »bei uns sind Sie ja an der Quelle.« Zunächst weiß ich gar nicht, wo ich zuerst hinlangen soll. Schinken, eingemachte Heringe, Salzgurken, Mettwürste, Leberwürste, Fleischwürste, Salami, Frühlingsquark - alles ist da, und sollte mir noch was fehlen, der Lebensmittelladen im Nebenraum ist gut sortiert, und nicht nur Lebensmittel stapeln sich dort bis unter die Decke, auch eine Lotto-Annahmestelle ist vorhanden, ein Schwarzkopf-Haarstudio und die Poststation vom Dorf.

Ich bin überwältigt. Keine Spur von Mißtrauen, keine Fremdenangst, nur spontane Hilfsbereitschaft. Sicher, ich habe einen frischoperierten Hund, der das Herz der tierliebenden Evelyn und ihrer Mutter durch seinen traurigen Blick auf Anhieb für sich gewonnen hat, aber ich bin doch ein Fremder, abgerissen und verdreckt, dem ich an ihrer Stelle sicher nicht so ohne weiteres über den Weg getraut hätte. Natürlich werden mir Fragen gestellt, warum ich unterwegs bin bei diesem Wetter, woher ich denn komme und wohin die Reise denn geht. Aber meine Antworten geraten so vage, verschwimmen so sehr im Ungenauen, daß Mutter und Tochter es sehr bald vorziehen, lieber nichts mehr zu fragen. Aus Hamburg kommt der dahergelaufen, weiß nicht recht warum, weiß nicht recht wohin, das klingt merkwürdig. Stirnrunzeln. Fragende Blicke Städter sind komi sche Menschen.

Nach Tisch frag mich die Tochter so gar, ob ich nicht Lust habe, mit ihr zum Schützenball ins Nachbardorf zu gehen, ich könne vorher auch noch duschen. Ich bin platt. In Dollberg jagen mich die Bauern vom Hof, selbst der Pfarrer sperrt vor meiner Nase die Türe zu, und hier in Barfelde, zwei Tagesmärsche weiter südlich, will die Kaufmannstochter mit mir zum Schützenball.

Im Festzelt dampft es vor Menschen. Mutig zieht mich Evelyn an den staunenden, biergetrübten Blicken vorbei zur Sektbar und bestellt selbstbewußt zwei Piccolo. Noch bevor ich sie über meine Finanzen aufklären kann, hat sie ihr Portemonnaie in der Hand. »Laß mal«, sagt sie, »das mach ich schon, heute abend bist du mein Gast.«

Evelyn bittet mich zum Tanz. Die Band in schillernden Smokingjacken spielt »Umba-umba-umba-tätäräh«. Auf dem Parkett ist es so eng, daß man sich nur dem wogenden Gleichschritt der Masse anpassen kann. Dennoch meint meine Partnerin, ich könne »phänomenal« tanzen, und »phänomenal« findet sie auch meine Größe. Sie ist auch nicht gerade klein, von solider Statur, mit breiten Schultern und Hüften, im Handballclub der Gronauer Damenmannschaft spielt sie als rechter »Flügelmann«. Natürlich ist sie auch Mitglied im Schützenverein und in der Landfrauenvereinigung, das sei sie der Kundschaft schuldig. Um die Kunden muß hart genug gerungen werden, denn im Dorf gibt es eine Edeka-Konkurrenz, vom Aldi-Markt in Hildesheim ganz zu schweigen. »Wenn wir die Lotto-Annahme nicht hätten und die Post, wir wären längst pleite. «

Tanzpause. »Noch zwei Piccolo«, bestellt Evelyn, bevor wir die Gläser leer haben. Die Bauernjugend kann man vergessen, sagt sie, in ihrem Alter sind schon alle längst verheiratet, »mit meinen 22 Jahren gilt hier eine Ledige fast als alte Jungfer«. Überall stecken die Leute die Köpfe zusammen und rätseln herum, mit wem die Meierholz da wohl zusammenhockt, wobei besonders meine etwas klobigen Schnürschuhe viel Gesprächsstoff zu bieten scheinen. Evelyn genießt die Aufmerksamkeit. Es dauert nicht lange, da bittet ein pausbäckiger junger Mann das Mädchen zum Tanz. Ohne Erfolg. Bevor er sich mit seinem Korb davonmacht, wirft er mir einen bösen Blick zu.

Gegen Mitternacht, nach einem guten Dutzend Piccolos und viel »Umba-umba-umba-tätäräh«, kurven wir wieder heimwärts. Anders als meine Begleiterin bin ich ziemlich angetrunken. Vor dem Hof des Bauern Bendschneider hält Evelyn den Wagen an und stellt den Motor ab. Bedrückende Stille.

Auf einmal sehe ich Tränen in Evelyns Augen. Alles Selbstbewußtsein bricht in sich zusammen, und was bleibt, ist die nackte, schreiende Hilflosigkeit eines Mädchens, das sich hoffnungslos verloren fühlt, gefangen in einem 200-Seelen-Dorf, eingesperrt in ihrem Krämerladen, den zu übernehmen sie ihrer Mutter nach dem Tod des Vaters hoch und heilig versprechen mußte. Dabei wäre sie viel lieber Krankenschwester geworden, in einer Stadt weit weg von zu Hause, »wo nicht jeder jeden kennt und wo man nach Feierabend tun und lassen kann, was einem paßt«. Ihr Leben, sagt sie, spielt sich doch nur im Urlaub ab, da fährt sie immer drei Wochen nach Portugal, »um mal tief durchzuatmen«, den Rest des Jahres fühlt sie sich »wie gestorben«. Seit dem Tod ihres Vaters teilt sie gar noch mit der schwer trauernden Mutter das Ehebett, zusammen mit dem väterlichen Schlafanzug, und seine angebrochene Packung Juno-Zigaretten liegt wie eine heilige Reliquie auf dem Nachttisch. »Mutter ist zu schwach, um ohne mich zu überleben«, sagt sie. So muß Evelyn ihr beistehen, auch wenn sie selbst dabei draufgeht. Als ich sie tröstend in den Arm nehmen will, wehrt sie lächelnd ab. »Laß man gut sein, ich brauche halt mal jemanden zum Abladen, und da kamst du Herumtreiber gerade wie gerufen.«

Gegen Mittag liege ich am Hang eines Hügels unter dem Dach einer Buche, welliges Land mir,zu Füßen. Ich blicke in die Richtung, aus der ich gekommen bin, zähle zwölf Kirchtürme über zwölf kleinen Dörfern, sehe ganz hinten im Sommerdunst, dort wo Barfelde liegen muß, wie Evelyn sich vom Mittagsschlaf erhebt, wie sie leise, auf Zehenspitzen das elterliche Schlafzimmer verläßt, ohne die Mutter zu wecken, wie sie über knarrende Dielen in ihren Krämerladen schleicht, um dort ein für allemal aufzuräumen: Milchtüten zerplatzen dumpf in der Kaffeeabteilung, Ketchup kleckert die Wände hinab, über den Fußboden kollern Senfgurken und Buletten, Büchsenberge sacken, von jugoslawischen Rotweinflaschen getroffen, kraftlos in sich zusammen, und als die Ananasdose für 1,95 DM durch die Schaufensterscheibe mit den aufgeklebten Sonderangeboten fliegt, schlägt auch schon die Sirene über dem Geräteschuppen der Feuerwehr Katastrophenalarm.

Mutter Meierholz schreckt aus ihrer Mittagsruhe, vor dem Laden laufen die Leute zusammen, in den Fenstern recken sich die Hälse der Nachbarn, Evelyn aber sitzt hinter ihrer Kasse und sagt ganz entspannt zur hereinstürzenden Mutter: »Mama, das Geschäft ging heute wie noch nie.«

An der Emscher bei Castrop-Rauxel: Gleich nach Mengede beginnt das Stadtgebiet von Castrop-Rauxel, und noch bevor ich wieder richtig Tritt fassen kann, stehe ich vor einem meterhohen Maschenzaun, dahinter uniformgekleidete Männer und Baracken, deren Fenster solide vergittert sind. Aus der Ferne dachte ich zunächst an etwas Militärisches, aber nun ist klar, daß diese tristen Gebäude keine Kasernen, sondern Gefängnisse sind. Am Ende des Zauns riecht es nach Eßbarem. Ein dicker Mensch steht im Unterhemd an der Tür und genießt die Sonne. Ich frage nach »Resten für den Hund«. Der Mann dreht sich wortlos um und geht in das Gebäude, das dem Geruch nach die Gefängnisküche sein muß. Dann fliegen zwei Kalbsknochen über den Stacheldraht. Wenn ich noch eine halbe Stunde warte, sagt der Dicke, bis nach dem Mittagessen, dann kann ich auch was bekommen, »wir lassen hier niemanden verhungern.«

Nach einer halben Stunde kommt der Mann wieder an den Zaun und steckt mir eine Mettwurst, einen Joghurt, zwei Apfelsinen und ein in Pergamentpapier eingewickeltes Stück Brot durch die Maschen, seine ganze Essensration! »Nimm schon«, sagt er, »ich muß sowieso abnehmen, '83 komm ich raus, dann soll mich meine Frau schließlich noch wiedererkennen. « Zehn Jahre hinter Gittern wegen doppelten Totschlags haben ihn kräftig zunehmen lassen, »bei deinem Auslauf wäre ich auch so schlank. « Nach dem freundlichen Totschläger kommt noch eine ganze Herde tätowierter Häftlinge, es regnet Margarinewürfel, Bananen und Brotscheiben, es ist wie im Schlaraffenland. Alle lachen, alle haben einen Riesenspaß an der Aktion, ich spüre, wie gut es den Männern tut, jemandem helfen zu können, endlich mal nicht Sünder, sondern Wohltäter zu sein. Zum Schluß posieren sie mit ihren Schlangen, Bikinimädchen und zähnefletschenden Panthern auf Brust und Oberarmen für meine Kamera.

Vor Würzburg: In Kitzingen muß ich erst mal auf die Polizeiwache zum »Durchleuchten«. Anders ist kein Hineinkommen ins städtische Übernachtungsasyl.

Martha, die Verwalterin, schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, als sie uns kommen sieht. »Mit Hund«, schreit sie, und ihre beiden Pudel kläffen hysterisch. Die Hundefreundin kann dann doch nicht hart bleiben, obwohl ja Tiere eigentlich nicht zugelassen sind in der Herberge. »Haste etwa auch Bienen?« »Nein, Flöhe habe ich keine, und der Hund ist auch sauber.« Also herein. Zwischen zwei doppelstöckigen Betten sitzen vier Männer. Es sind Karl-Heinz, der Einäugige, von Beruf Straßenmusikant, Werner, der Einbeinige, Ex-Gefreiter bei der Leibstandarte Adolf Hitler und heute Bettler, genauso wie Paul I., genannt »Sechsämter-Paule«, nichts als Haut und Knochen, und Paul II, »Papst Paul«, Spätaussiedler aus Schlesien, Rentner mit 400 Mark im Monat, nebenbei Postkartenhändler. Alle vier Gäste sind Stammkunden bei Martha. Morgens fahren sie um 8.36 Uhr wie brave Bürger mit dem Pendlerzug zwanzig Kilometer nach Würzburg zur Arbeit.

Karl-Heinz spielt auf dem Marktplatz Mundharmonika, Werner und Paul I. gehen ihrem sitzenden Gewerbe nach, und Papst Paul verkauft seine Hunde- und Katzenpostkarten. Mit zehn, manchmal zwanzig Mark kehren sie nach einem harten Achtstundentag heim in die Kitzinger Herberge, bezahlen Martha 2,50 Mark Übernachtungsgeld (umsonst darf man hier offiziell nur einmal in sechs Monaten schlafen) und versaufen dann das, was übrigbleibt. Ist die Chefin nüchtern und gutgelaunt, macht sie ihren Gästen auch mal eine Suppe heiß, »ohne unsere Martha«, sagt Werner, »wären wir schon längst wieder unterwegs«.

Kurz vor Ladenschluß wirft jeder sein verdientes Geld in den »Pott«, die Gemeinschaftskasse. Mit 19 Mark, mehr kommen diesmal nicht zusammen, gehen Karl-Heinz und ich zum Bierholen, halb Märzen, halb Pils, dazu eine Flasche »Kellergeister« für die Wirtin. Obwohl ich keinen Pfennig beisteuern kann, werden die zwanzig Flaschen redlich geteilt, die jedoch kaum reichen, um den Bettleralltag für diesen Abend vergessen zu machen. Karl-Heinz spielt schöne Schnulzen, vor allem »Junge, komm bald wieder«, da können alle mitsingen.

Zu später Stunde kommt auch die Wirtin aus ihrer Erdgeschoßwohnung nebenan. Sie ist völlig betrunken und hat einen Mantel über den Unterrock gezogen. Jedem von uns streichelt sie einmal über die Ohren, SechsämterPaule wagt einen Griff ins Dekollete und bekommt dafür zärtlich einen auf die Finger. Und weil er als einziger noch was in der Flasche hat, setzt sie sich dann doch auf seinen Schoß. Ein rührend trauriges Bild, die beiden zahnlosen Alten, wie sie sich engumschlungen über ihre Einsamkeit hinwegtrösten. Doch ich lasse mich von diesem jammervollen Anblick nicht rühren, sondern ziehe meinen Fotoapparat aus der Jacke und frage scheinheilig: »Will die einer kaufen, hab ich gefunden, ist wie neu, für fünf Mark geb ich sie her.« Mir ist klar, daß fünf Mark für diese Minox ein Vermögen, sind.

»Nicht mal geschenkt würde ich die nehmen«, sagt Werner, »ist doch nur unnötiges Gepäck.«

Aber nun ist die Kamera auf dem Tisch, mehr will ich auch gar nicht. Unauffällig wie ein Profi hebe ich sie ab und zu ans Auge. Die Arbeitsbedingungen sind günstig: Niemand fühlt sich durch mich gestört, das kalte Neonlicht zeichnet harte Kontraste auf die ausgezehrten Gesichter. Blende 2,8, Belichtungszeit 1/30. Sekunde, Entfernung 2 Meter. »Ist ja doch kein Film drin, du Spinner«, lallt Martha und prostet mir zu.

Dann klopft es heftig gegen die von innen verschlossene Tür. Eine Frauenstimme schreit um Hilfe, ihr Mann will sie umbringen. »Das ist nur die Inge von oben«, sagt Martha verärgert, >Jede Nacht das gleiche Theater. « Draußen zerschellt eine Flasche. Dann setzt es Hiebe. »Jetzt bringt er sie mal wieder zur Strecke«, kommentiert die Wirtin gleichgültig und schnippt die Asche ihrer Zigarette in die Luft. Der Kampf draußen ist schnell beendet. Martha nimmt den letzten Schluck aus Pauls Flasche und wankt in ihre Wohnung. Sie ist so blau, daß sie sogar vergißt, unsere Herberge von außen abzuschließen, wie das sonst üblich ist in den Pennen.

Mir dreht sich der Kopf, mir dreht sich der Magen, aber meine einzige Sorge ist: Hoffentlich sind die Bilder was geworden.

Michael Holzachs ganzer Bericht über seine Wanderung durch die Bundesrepublik erscheint als Buch im Hoffmann & Campe Verlag

Konkret 03/82, S. 80

Charlotte lebt noch

Im jüdischen Museum von Amsterdam wird das Leben von Charlotte Salomon aufbewahrt. Sie selbst hat es festgehalten. In den letzten beiden Jahren vor ihrem Abtransport nach Auschwitz malte sie gegen den Tod an: Mit 1.325 Gouachen, Szenen ihrer Biografie, ihrer Träume und Sehnsüchte, wehrt sie sich gegen die Massenmorde der Nazis und gegen die Bedrohung durch zu oft erlebten Selbstmord in der eigenen Familie. In Holland kennt und liebt man Charlotte. Ein Film von Frans Weisz, der dort vor einigen Wochen angelaufen ist, machte sie fast so bekannt wie Anne Frank. In der Bundesrepublik, wo es Gerichtsverhandlungen um die Echtheit von Anne Franks Tagebuch gegeben hat, blieben Charlotte Salomons Arbeiten, die zwischen 1940 und 1942 entstanden bis heute so gut wie unbekannt.

Sie sah sich vor die Frage gestellt, sich das Leben zu nehmen oder etwas ganz Verrücktes, Besonderes zu unternehmen.« Das schrieb eine 23jährige auf eins der 1.325 Blätter, auf denen sie sich malend, zeichnend und schreibend über ihr Leben klar werden wollte. Drei Jahre später wurde sie in Auschwitz ermordet.

Charlotte Salomon wurde 1917 geboren. Als die Nazis an die Macht kamen, war sie 16 Jahre alt und ein einsames Mädchen: die arischen Mitschülerinnen mieden die Jüdin. Charlottes Vater, ein Berliner Chirurg, verlor seine Professur und gründete ein jüdisches Theater.

1939 wurde er von der Gestapo verhaftet und ins Konzentrationslager Sachsenhausen geschickt. Charlotte floh zu ihren Großeltern, die schon 1933 nach Südfrankreich ausgewandert waren. 1939 - das war ein Jahr nach den organisierten Pogromen der »Reichskristallnacht« und vier Jahre später, nachdem der spätere Ministerialdirektor Globke die Rassenarithmetik der Nürnberger Gesetze amtlich kommentiert hatte. Die endgültige physische Vernichtung der europäischen Juden wurde noch hinter verschlossenen Türen beraten.

Ab 1940 unterstanden auch die Flüchtlinge im unbesetzten Teil Frankreichs den deutschen Judengesetzen.

Und 1940 begann Charlotte Salomon, ihre Autobiographie zu zeichnen. Als sie auf das erste Blatt schrieb: »Leben? oder Theater? Ein Singspiel«, da hatte sie eben den Selbstmord ihrer Großmutter erlebt, hatte erfahren, daß sich auch ihre Mutter (schon 1928) und eine Tante das Leben genommen hatten, mußte sie sich mit den Selbsttötungsabsichten ihres Großvaters auseinandersetzen und fühlte sich durch den Familienfluch bedroht. »Mein Leben fing an, als ich zu wissen bekam, daß ich selbst die einzige Überlebende bin und tief im Innern dieselbe Veranlagung, den Hang zur Verzweiflung und zum Sterben in mir spürte.«

Längst bedrohte der Tod alle, denen ein großes J in den Ausweis gestempelt worden war. Ende 1942, als Charlotte den Titel »Leben oder Theater?« auf dem letzten Blatt wiederholte, war der Völkermord beschlossene Sache.

Umgeben vom organisierten -Massenmord versuchte Charlotte Salomon dem Tod - ihrer Todessehnsucht - und dem Tod ihrer Verwandten - noch einen Rest an Privatem zu bewahren. Und so untauglich dieser Versuch gegenüber der technisierten und bürokratisch organisierten Tötungsmaschinerie der Nazis auch erscheint; bei der Unmöglichkeit, die planmäßige Vernichtung zu begreifen oder auch bloß zu beschreiben, ist gerade dieser Versuch einer Verständigung der Charlotte Salomon mit sich selbst mehr als ein Dokument. Die nationalsozialistische Herrschaft erlebt sie als Einbrüche in die Familiengeschichte, die sie zeichnet, und sie versucht sie abzuwehren, indem sie sie aus ihrer Darstellung weitgehend zurückdrängt. Ihr verzweifelter Verouch, sich nicht ausschließlich als Opfer zu sehen, geht nicht auf, und gerade das macht deutlich, wie hinter dem Schlagwort »Leben unter dem Faschismus« das Sterben in der faschistischen Mordmaschinerie steht.

Charlotte hatte mit ihren Großeltern zunächst bei einer wohlhabenden Amerikanerin in Villefranche-sur-Mer gelebt, dann in Nizza, schließlich kam sie mit ihrem Großvater in das Internierungslager Gurs. Beide wurden freigelassen, weil der Großvater als pflegebedürftig galt. Zurück in Villefranche, lebte Charlotte mit einem österreichischen Flüchtling zusammen, und als sie schwanger wurde, bestand sie auf einer offiziellen Heirat. Möglicherweise war das der Anlaß dafür, daß die Behörden auf sie aufmerksam wurden und dafür, daß sie auf einen der Transporte nach Auschwitz gebracht wurde.

»Kein Weg führt vorbei an der Herkunft der Kunst aus dem Verlust«, schreibt Adolf Muschg, »- und daran, daß sie an diesen Verlust zugleich erinnert und sich über ihn täuscht.« Akribisch genau, bis auf den Zimmerplan der verlorenen Wohnung in Berlin, rekonstruiert Charlotte Salomon im ersten Teil ihres Werkes ihre Geschichte. Was sie bedroht: die Selbstmorde ihrer Tante und ihrer Mutter, und worin sie ihre Identität sucht: die Liebe zu Paula, der zweiten Frau ihres Vaters, und zu dem Gesangspädagogen Alfred Wolfsohn, den sie Amadeus Daberlohn nennt.

Wolfsohn/Daberlohn kommt in Charlottes Familie, um Paula Salomon (»Paulinka Bimbam«) Gesangsunterricht zu geben - öffentliche Berufsausbildung gab es für einen Juden nicht mehr. Charlotte schildert (erfindet?) ein schmerzliches Dreiecksverhältnis zwischen sich, Paula und Wolfsohn, das wohl eher ihre eigene Liebe und Bewunderung gegenüber

Paula ausdrückt, und da, wo Wolfsohn in Charlottes Geschichte eintritt, dringt zunehmend Schrift in ihre Bilder. Über lange Passagen zitiert sie seine Gedanken.

Für Charlotte, die sich, umgeben von den Vorbereitungen des Mordes an ihrem Volk, todessehnsüchtig mit den Selbsttötungen in ihrer Familie auseinandersetzt, ist auch dieser Alfred Wolfsohn so etwas wie ein Todesbote. Er war im Ersten Weltkrieg - damals 18 Jahre alt - mehrere Tage unter Toten begraben; unter dem Eindruck der Schreie der Sterbenden hatte er eine Theorie der menschlichen Stimme erarbeitet. Für die damals 18jährige Kunstschülerin Charlotte war er der erste, der sich ernsthaft mit ihrer Arbeit auseinandersetzte.

Charlotte: »Sie fand nämlich heraus, daß diese Figur sie vielleicht vor einem Selbstmord bewahren könnte, insofern, als sie sich an einen ihrer Hauptsätze, die Amadeus stets bereit war, von sich zu geben, erinnerte: Liebe, erkenne dich erst selbst, um deinen Nächsten zu lieben.« Und Wolfsohn schrieb über eine von Charlottes Zeichnungen, die er als Selbstporträt ansah: »Erschreckend, zum Falle bereit.«

Zunehmend bekommen Charlottes Blätter den Charakter von Storyboards für einen Film (»Das Kino ist die Maschine des modernen Menschen, als Mittel, außer sich zu gehen«, schreibt sie); sie zeichnet nicht mehr Stationen, sondern den Ablauf von Zeit. Die Zeit holt sie endgültig ein in den letzten Passagen, in denen sie ihren Aufenthalt in Frankreich beschreibt und ihre Versuche, sich mit der Großmutter über deren Selbsttötungsabsichten auseinanderzusetzen; sie verzichtet jetzt ganz auf die Darstellung von Hintergründen und Details; die eiligen, skizzenhaften Zeichnungen und die Schrift werden gleichberechtigte Gestaltungsmittel: »Ich habe das, was van Gogh in seinem Alter erreichte, nämlich jene unerhörte Leichtigkeit des Striches, die leider sehr viel mit dem Pathologischen zu tun hat, schon jetzt erreicht.«

Ende 1942 gab sie ihr Werk, sorgfältig verpackt in zwei große Bündel, dem Arzt von Villefranche-sur-Mer: »Heben Sie das gut auf, es ist mein ganzes Leben.«

Konkret 03/82, S. 88

Günter Gaus

Bücher: Die Mauer nicht als Brett vorm Kopf

Knapp zehn Jahre nach »Lenz«, (fast ein Kultbuch der Studentenbewegung.) erscheint jetzt wieder eine längere Erzählung von Peter Schneider: »Der Mauerspringer«
Günter Gaus, von 1974 bis 1980 Bonns Ständiger Vertreter in der DDR, stellt Peter Schneiders Beobachtungen, Gespräche und Geschichten aus den beiden Berlins vor

Von Umfang und formalem Anspruch her wiegt Peter Schneiders Buch »Der Mauerspringer« nicht schwer. Etwa 140 Seiten (im Luchterhand-Verlag); eine Erzählung, eher der Bericht eines aufmerksamen vierzigjährigen Westberliners (Peter Schneider), in dem Privates gespiegelt wird in der aberwitzigen Existenz der geteilten Stadt und Geschichten erzählt werden, deren Gemeinsames die Mauer ist. Eingestreut sind Gespräche des Autors mit zwei Freunden aus dem anderen deutschen Staat, ebenfalls Schriftstellern, von denen der eine heute westlich, der andere noch östlich des dauerhafte nun schon ins Twenalter gekommenen Bauwerks lebt.

Schneider hat nachgedacht über das bestimmte Muster, nach dem diese Dialoge immer wieder ablaufen, und woher das rührt: aus dem Zuhausesein in der deutschen Teilung nämlich, die in Sprache, Gestus und Maßstäben allemal durchschlägt und am ehesten noch aufzuheben ist, wenn man sozusagen bewußt auf der Grenze lebt, die in Berlin eine Mauer ist. (Was man aber nicht kann, füge ich hinzu.) Schneiders Erfahrungen und Eindrücke werden in dem Buch zu Betrachtungen über die DDR, über die Abwesenheit von Betroffensein in der Bundesrepublik, über Vaterland und über noch so manches, was einigen seit einiger Zeit in diesem Zusammenhang wieder einzufallen beginnt. Mehr ist es nicht. Aber für mich ist es ein gutes Buch, und ich hoffe, daß es für viele hier ein wichtiges werden wird.

Ob Schneider, nun sein jüngstes Buch auf den Markt kommt, dasselbe Unbehagen empfinden wird, das mich ergreift, wenn ich - nach sechseinhalb Jahren Aufenthalt in Ostberlin und der DDR - Westdeutschen von den dortigen Deutschen erzähle? Immer, wenn mich Leute hier fragen: Wie war es denn nun, wie ist es denn? habe ich das Bedürfnis, die Menschen dort - die Angepaßten, die Opportunisten, die Gläubigen, die Funktionierenden, die Widerstrebenden - in einer mir sonst unvertrauten Herzensaufwallung zu erklären; sie von den Klischees, die wir von ihnen haben, zu trennen. Ich gebe dem Bedürfnis auch stets nach, ich ereifere mich - und ermatte, resigniere noch im vollen Eifer wegen des unbehaglichen Empfindens, ich zeigte etwas vor, das wir in unserer Selbstgefälligkeit zu sehen gar nicht verdienten.

Natürlich ist das ungerecht. Können wir etwa für die Verstümmelungen unseres selbständigen Denkens und Fühlens, die uns unser ideologisch bestimmter Umgang mit der DDR zugefügt hat; eine Art Umgang, die die dort lebenden Menschen insoweit mitumfaßt, als wir sie überwiegend nur in zwei Rollen sehen können: Opfer und Schergen? Denn es handelt sich doch wohl nicht um eine westdeutsche *Selbstverstümmelung,* die wir unseren einschlägig tätigen Medien widerstandslos gestatten, weil uns diese Bewußtseinsminderung im Grunde egal ist?

Solche politisierende Ironie ist nur eine Ausflucht. Unbehagliche Tatsache bleibt, daß aus dem weiten Abstand zwischen der Realität drüben und dem Unverständnis auch vieler Gutwilliger hüben eine Scheu entsteht, den Vorhang anzuheben, hinter den man - als Privilegierter - eine Zeitlang hat sehen können. Hier ist nicht von Nostalgie die Rede. Es sind ja nicht nur die märkischen Seen, deren Ufer man vor den Folgen unserer sozialen Marktwirtschaft bewahrt wissen möchte.

Wie soll man die Mischung beschreiben, die das Lebensgefühl in den privaten Nischen der DDR bestimmt: mehr Gelassenheit als bei uns, aber auch Enge und Konformitätsdruck, der sich dem Druck von Staats wegen hinzufügt; Selbstbewußtsein und provinzielle Unsicherheiten gleichermaßen; Unzufriedenheit, aber dennoch nicht der Wunsch, um jeden Preis mit uns tauschen zu wollen; mehr Witz als Humor; undeutsch wie Schweijk (wovon wir Westdeutschen gar nichts haben) und deutsch wie *alle* Rollen im »Hauptmann von Köpenick«. Und nun muß man sich beeilen zu sagen, daß es eine große Zahl von Menschen gibt, die sich nicht anzupassen vermögen und dem staatlichen wie privaten Konformitätsdruck zum Opfer fallen. Man muß es schnell sagen, damit hiesige Gesprächspartner es nicht selber tun und wieder einmal die ganze Wirklichkeit der DDR auf diesen Punkt reduzieren und aus ihm komplett erklären. Und dann muß man erläutern, welche Teile der Mischung in welcher Nische vorherrschen: in jener zum Beispiel, in der die leben, die in der Produktion sind; und in jener der Intellektuellen, unterteilt nach genehmen und nicht genehmen; woraus im besonderen das Lebensgefühl der Alten und das der Jungen gemischt sind; und was aber doch in allen Nischen gemeinsam ist, etwa in bezug auf uns.

Es ist nicht so, als müsse man einem Blinden die Farbe erklären. Aber von Fall zu Fall, bei diesem Gespräch oder jenem, auf das man sich einläßt, bedrückt mich ein Unbehagen, als hätte ich etwas Rares preisgegeben.

Zum Glück verhindert solche Scheu das Bücherschreiben nicht. Für mich ist das Beste an Schneiders Buch - im Sinne von intellektueller Wachsamkeit -, daß der Autor seine Betrachtungen stets im Bewußtsein der vorgefaßten Meinungen beider Seiten anstellt. Mehr ist wohl auf absehbare Zeit nicht möglich. Das gedankliche Durchdringen der deutschen Teilung und vor allem ihrer bis heute schon eingetretenen Folgen *oberhalb der Hüben-Drüben-Gedankenwelt* stößt bis zum

Verzweifeln, hüben wie drüben, an Innenmauern, die nicht weniger real sind als das Berliner Monstrum. Diese bittere Einsicht betrifft nicht nur jene bei uns, die die Berliner Mauer als Brett vor dem Kopf tragen.

Wie wohltuend, wenn dann Peter Schneider ein ganzes Buch hindurch niemals aus dem Bewußtsein verliert, daß deutsch-deutsche Dialoge selbst unter Freunden immer wieder einmal in jene Ecke kommen, um die man ohne Argwohn biegt, weil man sich doch nun schon so gut kennt und ziemlich viel voneinander weiß, auch von den Bedingungen, unter denen der eine und der andere denkt und empfindet - und unversehens steht man hinter jener Ecke vor etwas gänzlich Fremdem, mindestens aber Überraschendem. Ein solches Erlebnis wirkt nicht weniger beklemmend, nur weil man zu spüren meint, das Unvertraute nach der Ecke sei auf eine kaum nennbare Weise dennoch vertraut. Dies zu meinen, ist dann oft nur Sentimentalität.

An meinen Erfahrungen orientiert, habe ich Schneider auf keinem einzigen falschen Ton ertappt. Und wie altvertraut ist es, bei ihm zu lesen, daß gerade besonders selbstkritische Partner im deutsch-deutschen Umgang die jeweils eigene Seite schier reflexhaft überrepräsentieren, hingebungsvoller vertreten als zuhause unter ihresgleichen. Das ist, übrigens, nach meiner Meinung ein Anlaß zur Hoffnung. Es macht die besagte Ecke nicht runder, aber etwas überschaubarer: Die Selbstkritischen, denen die eigenen und die anderen Vorurteile halbwegs geläufig sind, machen es einander schwieriger als die Angepaßten beider Seiten. Das Nichtverstehen ist ehrlicher und kann sogar ein die Innenmauern überspringendes Verständnis wachrufen; schönstenfalls ist es augenzwinkernd.

Das Gefühl von Zusammengehörigkeit, das sowohl mehr als auch weniger als Freundschaft ist, kann für einen Westdeutschen, der in der DDR reist und zuhört, aus Vergleichen entstehen, die auf die eigene Person bezogen sind: Was wäre aus mir geworden, wie hätte ich mich eingerichtet, wenn nicht die Zufälligkeit des Geburtsorts solche Fragen für mich beantwortet hätte? Wäre ich geblieben? Ich bin über Jahre hin kaum jemals von West nach Ost durch die Mauer zurückgefahren an meinen Arbeitsplatz, ohne auf den ersten hundert Metern die Passanten, die meines Alters zu sein schienen, mit einer Neugier zu betrachten, die im Grunde mir selbst galt.

Geschichte als persönliche Betroffenheit: Peter Schneider exemplifiziert in seinem »Mauerspringer«, wieviel von jener bindenden Substanz, nach der neuerdings auf Akademien wieder häufiger geforscht wird, noch mehr als nur tote Masse ist. Gemeinschaftserlebnisse, so wird mir auch in seinem Buch deutlich, stehen nicht ins Haus. Die sogenannte nationale Frage sucht für ihre Antworten Einzelgänger. Ich hätte gern, daß Schneiders Buch in den Schulen gelesen wird. Wer hätte nicht gern ein paar Einzelgänger mehr?

Peter Schneider: Der Mauerspringer, Luchterhand Verlag, 20 Mark

Konkret 03/82, S. 89

KONKRET Lese-Tips

Ror Wolf: »Das nächste Spiel ist immer das schwerste«, Athenäum Verlag, 24 Mark

Seit 1966 sammelt Rar Wolf alles, was ihm zum Thema Fußball unter die Schere oder vor's Mikrofon kommt, ein Kicker-Freak unter den deutschen Schriftstellern. Aber am Schluß dieser Collage aus Spieler-Interviews, Banden-Gesprächen und WM-Reportagen erklärt er - ausgerechnet im Jahr von Madrid : »Das ist mein Abschied vom Fußball.«

H.H. Dooley: »Staatsbegräbnis«, rororo thriller, 5,80 Mark

Das hat jeder mal gedacht: Stell dir vor, du bist unheilbar krank, kannst also dein Leben für einen bestimmten Zweck gratis hergeben. Dooley hat einen Polit-Thriller daraus gemacht: Sein Held will das Comeback eines reaktionären Ex-Präsidenten der USA verhindern.

David Erlay: »Heinrich Vogeler - ein Maler und seine Zeit«, Verlag Atelier im Bauernhaus, 68 Mark

Erlay liefert die erste zusammenfassende Darstellung von Vogelers künstlerischer Arbeit und seinem politischen Kampf. Eine Collage mit vielen Dokumenten, auch bisher unbekannten. Lesenswert die ausführliche Schilderung der meist verschwiegenen zweiten Lebenshälfte des Worpsweder Malers, in der er für den Sozialismus streitet.

Guy Peellaert: »Rockdreams«, Rogner & Bernhard, 24,80 Mark

Die Originale zu diesem Bilderbuch werden inzwischen von Galerien zu Phantasiepreisen gehandelt, wie die portraitierten Helden der Popmusik ist »Rockdrearns« selbst zu einem Klassiker geworden. Zwar wäre eine Fortsetzung fällig gewesen (Peellaert hört bei Marc Bolan auf), aber mit der Neuausgabe des lange vergriffenen Albums können die Fans von DAF nun wenigstens sehen, wovon ihre Eltern geträumt haben.

Matthias Horx: »Es geht voran«, Rotbuch-Verlag, 10 Mark

1989. Die »Normalos« haben es tatsächlich geschafft, den Atomschlag auszulösen. Europa ist ziemlich kaputt, aber »Pflasterstrand«-Autor Matthias Horx (27) hat den Ernstfall überlebt und erzählt, wie es weitergeht. Sehr witzig geschrieben, spannend.

»Vom Umgang mit dem Sozialstaat. Ein streitbarer Leitfaden«, rororo aktuell, 6,80 Mark

Die kranke Mutter, die beim Sozialamt eine Haushaltshilfe beantragt, macht einen Rechtsanspruch geltend. Auf dem Amt erlebt sie, daß der Sachbearbeiter sie zur Bittstellerin macht , Das ist immer noch die Praxis im sozialen Rechtsstaat, und alles spricht dafür, daß das noch schlimmer wird. Die Sozialarbeiterin und Journalistin Julia Harrendorf hat aufgeschrieben, welche Rechte die Sozialgesetze einräumen.

Konkret 03/82, S. 90

Günter Amendt

Ein Schuß im Zentrum

Vom Hauptbahnhof am Landesmuseum vorbei zur Limmatstraße sind es vier Minuten Fußweg. Dann noch ein paar Meter quer über den Hof des vergammelten Fabrikgeländes, vorbei an den Haschischhändlern, die ihren roten Libanesen ausrufen. Ich stehe vor der Tür des »Tschönki-Rooms«.

Ein Mädchen fragt: »Wotsch oppis guets?« Für Sekunden bin ich verwirrt von der Offenheit ihrer Anmache, diesem St.Pauli-Ton auf Zürideutsch. Noch zwei Angebote schlage ich aus, bevor ich die Eisentür passiere. Gleich dahinter fangen mich ein paar junge Leute ab, packen mich am Arm, bauen sich vor mir auf, halten mir wortlos ein Briefchen entgegen oder fragen: »Häsch öppis? Bruchsch öppis?«

Mühsam banne ich mir einen Weg durch den Händlerring. Es ist Freitag, im Junky-Room herrscht Hochbetrieb. Ich sehe die beiden Spülbecken an der Rückwand des renovierten Fabrikraums. Sie wurden installiert, damit die Junkies die Heroinkristalle in sauberem Wasser auflösen können. Entlang den Seitenwänden stehen lange Bänke und grobe Holztische. In der Mitte des Raums allerlei Hydrokultur, eingefaßt von einer kreisförmigen kniehohen Mauer. Zwei von den Eisenträgern der Deckenkonstruktion baumelnde Strahler beleuchten das grüne Arrangement.

Vorsichtig versuche ich weiterzukommen, ohne einen der Jugendlichen anzurempeln, die sich da im Stehen die Nadel in die Vene drücken. Ich nehme sie wahr, ohne richtig hinzusehen, denn für einen Augenblick bin ich mit mir selbst beschäftigt. Es ist ein Schock. Mir wird kalt und schwindlig. Übel ist mir nicht, obwohl die Szene übel ist. Aber das Herumstochern in verknorpelten Venen, das Spritzen von Blut, wenn ein Schuß danebengeht - das kenne ich, das habe ich oft gesehen.

Doch nie habe ich es so erlebt: selbstverständlich und in aller Öffentlichkeit. Den Augen bietet sich kein Fluchtweg - überall stehen, sitzen, knien und hocken Mädchen und Jungen an der Nadel. »This is the end«, die Zeile eines Songs von Jim Morrison schießt mir durch den Kopf. Das Ende wovon? Das Ende der aberwitzigen Legende, man kenne Mittel und Wege, das Drogenproblem in den Griff zu bekommen. Die Wirklichkeit der Drogenszene, hier im Junky-Room des Autonomen Jugend-Zentrums (AJZ) von Zürich, macht alle therapeutischen Bemühungen zur Farce. So krass wie nie zuvor wird mir demonstriert, warum auch meine kräftezehrende Arbeit im Hamburger »Therapie-Zentrum Altona« scheitern mußte.

Weiter hinten, bei den Spülbecken, scheint es weniger hektisch zuzugehen. ich steuere einen Platz an der Backstein-Bar an. Dabei stolpere ich über einen Junky im Rollstuhl. Neben mir, den entblößten Arm auf den Mauersims gelegt, lehnt ein Junge in einer Holzfällerjacke, das Gesicht gelb wie eine Zitrone. Geschminkt? Als ich in das Gelb seiner Augen blicke, weiß ich, daß es Zeit ist, auf Distanz zu gehen.

Der Schock ist abgeklungen, jetzt sehe ich genauer hin. Überall, im hellen Schein der Strahler wie im schummrigen Licht an den Wänden sind Mädchen und Jungen dabei, Spritzen zu reinigen, Heroin zu zerkleinern, Arme abzubinden oder Einstichstellen zu suchen. Dazwischen immer wieder die nervösen oder gehetzten Fragen »Häsch öppis? Suchsch öppis?«

An einem der langen Holztische steht eine Clique junger Italo-Schweizer, zweite Generation. Der Älteste ist vielleicht 23, der Jüngste... ich kann es nicht sagen, er hat sich gerade einen Schuß gesetzt: Jetzt sieht er alt aus. Ein Mädchen ist auch dabei. Sie ist sehr jung.

Ein blonder Mann, er spricht Italienisch mit Akzent, hat vor sich einen Pappbecher und eine Alufolie, auf der er mit einem Schweizer Offiziersmesser Heroin zerkleinert und portioniert. In einem Löffel mischt er das Pulver mit Wasser aus dem Pappbecher, zieht die Mischung in die Spritze. Zweien der Italiener gibt er die Fixe in die Hand, dem Mädchen setzt er den Schuß, und dem, den ich für den Jüngsten halte, führt er die Nadel. So erhält jeder sein Quantum, alle mit derselben Spritze, alle mit derselben Nadel.

Einer, der bis dahin abseits stand, löst sich von der Wand und streckt dem Anfixer seinen nackten Arm entgegen. Seine Armbeuge ist weiß, zart und glatt. Die Szene hat etwas unglaublich Obszönes. Es ist, als würde man Zeuge einer Orgie. Mir reicht's. Ich habe eine Stunde der Wahrheit erlebt.

Der Fixerraum ist die nackte Wahrheit, so nackt wie die Armbeugen der Jungen und Mädchen, die da drinnen ihr Leben ruinieren. Es ist die schreckliche und zugleich konsequente Reaktion der »Bewegung« auf die Drogenszene und auf das, was die Gesellschaft mit den Drogenabhängigen treibt.

Zum Beispiel in Zürich. Innerhalb eines Jahres hat sich die Zahl der Drogentoten in der Stadt verdoppelt. Die gerade veröffentlichte landesweite Statistik der Drogenopfer - worunter man bezeichnenderweise »nur« die Toten versteht - gibt

für das vergangene Jahr 107 Todesopfer an. Das sind, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, doppelt so viele Tote wie in der Bundesrepublik, die in Europa bisher Spitzenreiter dieser Horrorstatistik war.

Die Staatsorgane schritten zur Tat. Die Züricher Stadtverwaltung ließ die Polizei alle Fixertreffpunkte der Stadt auf einen Schlag schließen, auf dem Hirschenplatz, dem open air-Treffpunkt der Junkies, wurden regelmäßige Razzien veranstaltet. Fürwahr eine Doppelstrategie: Erstens schaffte man die Fixer von den öffentlichen Plätzen, und zweitens hetzte man sie auf das Autonome Jugend-Zentrum, das sich die »Bewegung« kurz zuvor erkämpft hatte. Dort mußte sich nur die ganze Szene konzentrieren, von den Dealern über die dealenden Junkies bis zu den Usern. Dort hatte man sie nun beieinander und konnte zugleich nach Belieben das ganze Jugendzentrum als Drogenlager denunzieren.

Die »Bewegung«, vertreten durch die Drogengruppe des Jugendzentrums und die »Drogengruppe Zürich«, eine Vereinigung von Psychiatern, Ärzten und Sozialarbeitern, griff zu drastischer Notwehr. Am 24. Dezember letzten Jahres wurde im AJZ ein Drogenraum eröffnet. Er sollte zugleich eine Demonstration des Drogenelends, ein Akt der Solidarität mit den Abhängigen und der Versuch sein, die Drogenszene im Jugendzentrum zu entmischen, das Angebot auf einen Ort zu begrenzen und so weit als möglich zu kontrollieren. Außerdem wollte man durch die Einrichtung des Drogenraums das Anfixen noch nicht Abhängiger verhindern, die Hygiene verbessern und den Junkies einen repressionsfreien Rahmen zur Kommunikation und Selbstorganisation geben.

Doch was als Ganzes so konsequent, radikal und sinnvoll erschien, hat sich in seinen Einzelheiten als illusionär erwiesen. Weder wurde der Drogenhandel unterbunden, noch das »Ankicken« verhindert, weder wurde die Hygiene verbessert, noch gab es nennenswerte Ansätze zur Selbstorganisation der Abhängigen. Daß solche Erwartungen überhaupt mit dem Fixerraum verbunden werden konnten, haben sich die Initiatoren selbst zuzuschreiben: Unter starkem Rechtfertigungsdruck von Seiten der Stadtöffentlichkeit und der Massenmedien hatten einige Ärzte und andere Mitarbeiter der Drogengruppe zu Hilfsargumenten gegriffen, die sich gegen sie kehren mußten.

Schon der Hinweis, seit Eröffnung des »Tschönki-Rooms« habe es in Zürich keinen Drogentoten mehr gegeben, ist eine Falle. Es wird Tote geben im Fixerraum des Jugendzentrums. Wer etwas anderes erwartet, ist ein Narr. Man kann sich auch einreden, es sei ein Sieg der Hygiene, wenn der Junky das Wasser aus dem Wasserhahn statt aus der Kloschüssel zapft. Denn von der Gewohnheit, gemeinsam eine Nadel zu benutzen, lassen viele auch dann nicht ab, wenn - wie im Fixerraum - ausreichend sterile Nadeln zur Verfügung stehen. Das jedenfalls habe ich beobachtet. Und daß junge Leute angefixt werden und die Dealer auf Kundenfang so allgegenwärtig sind wie früher an den Fixertreffs oder auf dem Hirschenplatz.

Auch von der Chance zur repressionsfreien Kommunikation ist nicht viel geblieben: Die Polizei, die eigentlich nur die Möglichkeit zu haben schien, den Fixerraum entweder zu ignorieren oder zu schließen, gibt sich halbstark. Sie veranstaltet gelegentliche Razzien, überprüft Personalien und nimmt einige Junkies vorübergehend fest. Das Konzept ist durchsichtig: dafür sorgen, daß die Paranoia nicht aus der Szene entweicht. Im übrigen wird das Ganze erst mal schön hochgekocht. Schließen kann man immer noch.

Eine »Drogenwoche« lang wurde im Jugendzentrum diskutiert. Ich nehme an den Sitzungen teil, in denen das Ergebnis ausgewertet und eine Erklärung für die Öffentlichkeit vorbereitet wird. Der Fixerraum bleibt geöffnet. Das ist das wichtigste Ergebnis. Nicht weil sich durch ihn wesentliches geändert hätte, sondern weil es einfach keinen anderen Ausweg gibt.

Die beteiligten Ärzte sehen sich allerdings außerstande, weiterhin ihre Präsenz im Fixerraum zu garantieren. Sie fühlen sich überfordert und geben es zu. Auch zeigt sich, daß einige der Beteiligten Illusionen hatten. Sie sind enttäuscht über die Apathie der Abhängigen. Dabei ist es eher erstaunlich, daß sich zehn der Benutzer des Fixerraums (wochentags hundert bis zweihundert, am Wochenende dreihundert bis fünfhundert) der Drogengruppe des Jugendzentrums angeschlossen haben und sich an politischen Diskussionen ebenso beteiligen wie an der Planung einer Entzugsgruppe.

Noch freilich sehen die meisten Fixer im »Tschönki-Room« nichts als einen vor Wind, Wetter und »der Schmier« halbwegs schutzbietenden Aufenthaltsraum. Selbst durch Razzien lassen sie sich nicht aus der Ruhe bringen. Kaum hat die Polizei das Jugendzentrum verlassen, ist der Fixerraum wieder gerammelt voll.

Ob die Züricher Drogengruppen auf dem richtigen Weg sind, steht nicht zur Diskussion. Es gibt niemanden, der sagen könnte, was der richtige Weg ist. Alle bisherigen Wege waren Sackgassen. Ich habe die unterschiedlichsten persönlichen und politischen Motive der Mitarbeiter kennengelernt. Einiges habe ich nicht verstanden, anderes erscheint mir fragwürdig, und in politischen Fragen würde ich mich gern mit dem einen oder anderen streiten. Aber das sind keine Scharlatane. Das sind Gescheiterte wie ich, die Hoffnungen hatten, dem Drogenproblem beizukommen. Bevor einer das Maul aufreißt, um sie zu isolieren, zu denunzieren oder zu kriminalisieren, sollte er gefragt werden, für wen er arbeitet: für welche Staatspartei, für welchen Pharmadrogen-Konzern oder für welches Therapiebusiness.

So viel jedenfalls ist sicher nach zwei Monaten »Tschönki-Room« in Zürich: Das AJZ war nie drogenfrei, und es wird niemals drogenfrei sein. Aber die Scene ist entmischt. Das Jugendzentrum gleicht einem Kaufhaus, das seine Regale neu

geordnet hat. Schon am Eingang kann sich der Kunde orientieren und zielstrebig die Abteilung ansteuern, die das Gewünschte feilbietet. Kommissionshändler und Kleindealer scheinen sich an die Spielregeln zu halten, wohl auch, weil sie weniger Aufwand erfordern.

Daß diese Entwicklung den einzelnen Junky eher benachteiligt als begünstigt, macht einmal mehr die Machtlosigkeit all derer deutlich, die glauben, sich dem Drogenhandel an seinem Endverbrauchermarkt entgegenstemmen zu können. Wie nicht anders zu erwarten war: der Heroinpreis ist gefallen. Das klingt wie eine frohe Botschaft für alle Junkies. Doch die meisten Fixer sind auch Kleindealer, und als Kleindealer werden sie von der Preisentwicklung überrollt. Dealer mittlerer Größenordnung wagen sich nun selbst auf den Endverbrauchermarkt. Ihr Geschäftsrisiko ist gesunken. Und so versuchen sie wenigstens Teile der Vermittlungsprovision selbst zu kassieren. Sie verdrängen den Kleindealer vom Markt und berauben ihn der Möglichkeit, zur eigenen Bedarfsdeckung zu dealen.

Dealer dieser Kalibers sind leicht an ihrem Äußeren zu erkennen. Die meisten sind selbst nicht abhängig. Sind sie es, dann versuchen sie sich durch betont saubere und modische Kleidung zu tarnen. Im Säckel haben sie zwischen fünf und zehn Gramm, weitere zehn Gramm draußen im Auto.

Fällt aber der Zwischen- und Kommissionshandel aus, bleiben Kleindealer auf ihrem Stoff sitzen oder kommen erst gar nicht ran; fallen Kunden aus, die sie Händlern zuführen könnten.

Der Ausschluß vom Markt erfolgt offen nach der Art einer Getreidebörse. Kleinhändler suchen im AJZ verzweifelt nach Kunden, während ein Zwischenhändler seelenruhig seine neuen Endpreise nennt. Als ich komme, ist er bei 450 Franken, als ich gehe bei 400. Da kann man nur kaufen. An Weiterverkaufen ist nicht mehr zu denken.

Die Stimmung im Jugendzentrum ist gedrückt. Ein Brand hat einen Teil des AJZ vernichtet. Ein Obdachloser - knapp zwanzig Jahre alt - wurde in letzter Minute von der Feuerwehr aus den Flammen gezogen. Die Besucher sprechen von Brandstiftung. Die Räume, in die die Jugendlichen die meiste Arbeit gesteckt haben, sind vernichtet.

Auch der Sozialarbeiter, mit dem ich noch einmal über die Drogenwoche sprechen will, ist resigniert. Man müßte etwas gegen die Mittel- und Großdealer tun. Und wie, fragt er sich, ist die Zunahme der Notfälle am vergangenen Wochenende zu erklären. In fünf Fällen rückte der diensttuende Arzt mit der 'Narcan'-Spritze raus, um kollabierende Junkies zu retten. Liegt es am Preisverfall? Nutzen die Käufer die Chance, für das gleiche Geld mehr Ware zu bekommen, um sich höher zu dosieren? Oder ist ein neuer Stoff von höherer Qualität auf dem Markt, ein Stoff, dessen Dosierung sich erst durch Erfahrung einpendelt? Stimmt die Beobachtung, daß immer mehr ausländische Dealer auftauchen?

Das Gespräch wird von einem gröhlenden Jungen unterbrochen: Es brennt! Auf dem an das AJZ-Gelände anschließenden Parkplatz steht ein Wagen in hellen Flammen. An den beiden rechts und links von ihm geparkten Fahrzeugen beginnen sich die Flammen hochzufressen. Von dem BMW in silbermetallic bleibt nichts über als ein verbogener Schrotthaufen. Die Flammen an den beiden anderen Fahrzeugen kann die Feuerwehr, die unter bewaffnetem Polizeischutz eintrifft, ersticken. Als ich am nächsten Morgen am Parkplatz vorbeifahre, werde ich von einer gaffenden Menschenmenge aufgehalten. Das Wrack ist verschwunden. Die Scheiben aller verbliebenen Fahrzeuge sind demoliert, die Reifen zerschnitten.

Harte Währung, harte Drogen, harte Zeiten.

Konkret 03/82, S. 100

Martin Buchholz

Kröten, die keiner sehen soll

Mißgebildete Kröten aus einem Steinbruch In Baden-Württemberg. Sind sie nukleare Strahlenmonster? Die Verkrüppelugen sind typisch. Das große Bild zeigt eine Wechselkröte mit drei Vorderbeinen. Bei anderen fehlen die Beine ganz, sind völlig verdreht angewachsen oder nur als Stummel verbunden. Ähnliche Mißbildungen bei Kröten wurden bei Strahlen-Versuchen in Hiroshima festgestellt. Für die Regierung ist das jedoch kein Grund zur Beunruhigung.

Diese Kröten wollen die Grünen nicht schlucken: Der einen wächst ein fünftes Bein zum Maul heraus, anderen fehlen dafür die Vorder- oder Hinterextremitäten. Mutations-Monster, die ein Amateur-Ökologe an einem kleinen Tümpel in einem stillgelegten Steinbruch entdeckte. Kurt Rimpp, von Beruf Korrektor, ist aktiver Naturschützer und kümmert sich in seiner Freizeit um die Lebensräume von Fröschen, Kröten, Molchen, Eidechsen und Schlangen in Baden-Württemberg. Bei einem Routine-Besuch in jenem Steinbruch bei Vaihingen-Roßwag im baden-württembergischen Kreis Ludwigsburg, bemerkte er im Tümpel Riesenquappen, wie sie eigentlich bei der dort lebenden Art der Wechselkröten (bufo virides) gar nicht vorkommen. Eine Woche danach kam er wieder. Aus den Quappen waren Kröten geworden. Doch mehr als die Hälfte von ihnen wies schwere Mißbildungen auf. Eindeutig: die Erbsubstanz war aus der Art geschlagen.

Was war geschehen? Bis heute ist die Antwort darauf nicht eindeutig, da die zuständigen Behörden sich von vornherein für unzuständig erklärten. Andere Untersuchungen, die von Rimpp und seinen Freunden initiiert wurden, tat die Landesregierung als »nicht sachgerecht« ab . Das Heidelberger Institut für Energie und Umweltfragen stellte jedenfalls stark erhöhte Radioaktivität im Umkreis des Tümpels fest. Doch nichts geschah, außer daß der Verwalter des Steinbruchs das Wasser abpumpen und jene Teile des Seengebiets, in denen erhöhte Radioaktivität festgestellt worden war, mit Erdreich aufschütten ließ. Als dann die Geigerzähler immer noch ausschlugen, verbot er den Strahlen-Detektiven einfach das Betreten des Steinbruchs.

Jetzt wurden die Grünen, die zu sechs Frau und Mann hoch im Stuttgarter Landtag sitzen, krötig. Sie forderten von der Landesregierung, die Ursachen der Kröten-Krüppelei endlich wissenschaftlich klären zu lassen und zu prüfen, ob radioaktiver Müll illegal im Steinbruch vergraben worden sei. Die Reaktion des Umwelt-Ministeriums. Es gebe keinen Grund für die Untersuchung. »Mißbildungen von Amphibien, wie sie bei Kröten der Art bufo virides festgestellt worden sind, wurden in den zurückliegenden Jahren in Baden-Württemberg und darüber hinaus auch in benachbarten europäischen Ländern beobachtet.« Tröstlich. Bislang ist nur *ein* weiterer Fall von ähnlich schweren Kröten-Mißbildungen in Baden-Württemberg bekannt geworden - und zwar ebenfalls in einem Steinbruch, diesmal bei Neckarwestheim. Genau dort, wo das Atomkraftwerk steht.

Erst jetzt nach anderthalb Jahren hat das Ministerium einen Forschungsauftrag über die Kröten-Mißbildungen vergeben. Die Studie kann »mehrere hunderttausend Mark« kosten - so ein Sprecher des Ministeriums. Allerdings: mit dieser Studie wurden vorsichtshalber Wissenschaftler beauftragt, die schon vor einiger Zeit klar gemacht hatten, daß sie die Wahrscheinlichkeit einer Mutation durch Radioaktivität oder Umweltgifte für gering halten.

Auf einem internationalen wissenschaftlichen Symposium, das die schwäbischen Grünen veranstalteten, legte der französische Zoologe Alain Dubois vom Nationalmuseum für Naturgeschichte in Paris seine Untersuchungsergebnisse zum Thema Kröten-Mutationen vor: »Zu 99 Prozent ist erhöhte Radioaktivität Ursache der Mißbildungen dieser Kröten aus dem Steinbruch. « Chemische Verunreinigungen oder Viren scheiden als mögliche Ursachen für ihn aus, natürliche Gründe ebenso.

In einem Punkt aber bestätigt auch Dubois die baden-württembergische Regierung: Einmalig und erstmalig sind solche Verkrüppelungen bei Kröten tatsächlich nicht. Es gibt Kröten, die genau die gleichen Mißbildungen aufweisen - und in der wissenschaftlichen Literatur als gängiges Beispiel für Mutationen bei radioaktiver Strahlung zitiert werden. Die Muttertiere waren für kurze Zeit dieser Strahlung ausgesetzt. »Erfolg«: Über die Hälfte der später schlüpfenden Kröten wiesen schwere Schäden auf.

Allerdings: Diese Strahlenversuche fanden nicht in Schwaben statt, sondern in Hiroshima.

Konkret 03/82, S. 102

Wissenschaft

Einer kam durch - Aber wie?

Warum macht nur immer eine Samenzelle von vielen Millionen das Rennen und dringt bei der Befruchtung in die Eizelle ein, während sich die Konkurrenten an der Zellwand vergebens die Köpfe einrennen? Einen Teil des Rätsels löste jetzt ein Forscherteam der University of California in Los Angeles. Wenn ein Spermium in die Eizelle eingedrungen ist, ändert sich schlagartig das elektrische Spannungspotential der Zellmembran. Etwa eine Minute lang wird diese Membrane zu einer Art elektrischem Zaun, der eine positive Ladung hat im Gegensatz zur normalen negativen Ladung. Diese eine Minute ist nötig, um eine biochemische Barriere zu errichten. Dringt mehr als eine Samenzelle ins Ei ein, wird die Zellteilung durcheinandergebracht: Die Zelle bricht dann auseinander. Wie die Spannung im Moment der Befruchtung umgeschaltet wird, und warum die Spermien dadurch abgeblockt werden, ist noch unklar.

Vorsicht giftiger Kopfsalat.

Das Kantonale Laboratorium Basel hat in einer Untersuchung festgestellt, daß Kopfsalat meist auf einem so mit Stickstoff überdüngtem Boden grünt, daß hinterher im menschlichen Körper die Metastasen zu sprießen beginnen. Denn: Der Salat nimmt soviel Nitrat auf, daß sich in unserem Körper daraus wiederum giftige Nitrate und damit auch wieder krebserregende Nitrosamine bilden. 100 Gramm Kopfsalat pro Tag ergeben 250 Milligramm Nitrate. Dazu kommen Nitrat-Zusätze im Gemüse, im Trinkwasser, in jeder gepökelten und geräucherten Wurst - oder im Fleisch. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat aber die höchstzulässige Tagesmenge an Nitraten für einen etwa 60 Kilogramm schweren Menschen auf 219 Milligramm festgelegt.

Doppelte Buchführung für Strahlenopfer

Eine doppelte Strahlenkartei führte die US-Army, um die Folgen von Atom-Versuchen für die beteiligten Soldaten herunterzuspielen. Nach 25 Jahren brach jetzt der frühere Armeearzt Van R. Brandon sein Schweigen und berichtete, daß er nach den Atomversuchen, die vom Juni 1956 bis zum April 1957 in der Wüste von Nevada stattgefunden hatten, für die offiziellen Akten falsche Daten speichern mußte. Die tatsächlich gemessenen Werte der Strahlungen wurden in Geheim-Akten registriert. Als der Arzt 1961 die Armee verließ, wurde ihm mit einem Prozeß wegen Landesverrats gedroht, falls er die wirklichen Tatsachen über die Atom-Versuche veröffentliche.

Brandon berichtet jetzt von gefährlich starken Strahlungen, die damals festgestellt worden seien. Er selbst ist eines der Strahlen-Opfer: Offenbar kam es zu genetischen Schäden in seinen Chromosomen, die sich nun für seine Kinder verhängnisvoll auswirken. Zwei sind geistig behindert, zwei leiden unter Arthritis, ein Enkelkind brauchte bei der Geburt einen Blutaustausch.

Seveso im deutschen Wald - das blüht uns auch in diesem Frühjahr

Und das, obwohl die Biologische Bundesanstalt in Braunschweig im letzten Jahr die Genehmigung für alle Pflanzenschutzmittel mit dem Seveso-Giftstoff Dioxin widerrufen hatte. Dioxin ist in dem künstlichen Pflanzenhormon 2,4,5-T (Trichlorphenoxy-Essigsäure) enthalten, das die Grundlage zahlreicher Unkrautvernichtungsmittel ist. Es ruft schwere Mißbildungen an ungeborenen Kindern hervor und ist krebserzeugend. Etwa 30.000 Tonnen wurden davon im letzten Jahr auf Felder, Wälder und Weinberge in der Bundesrepublik versprüht. Nach dem Verbot aus Braunschweig hatte die Firma Celamerck Widerspruch eingelegt, und das heißt: »Das Verfahren schwebt jetzt erst einmal und das Zeugs kann weiterversprüht werden«, sagt Dr. Wulf von der Biologischen Bundesanstalt. Sollte der Widerspruch abgelehnt werden, will Celamerck vor dem Verwaltungsgericht Braunschweig klagen.

Die Zukunft liegt im Wasser-

zumindest bei der Energieversorgung. In Forschungslabors der USA, in Europa und Japan suchen Wissenschaftler nach der einfachsten Methode, durch Sonnenstrahlung Wasser zu Wasserstoffgas aufzuspalten. Damit wäre der universelle

Energieträger gefunden, denn Wasser gibt es genügend auf der Erde. Selbst Abwässer könnten so gereinigt werden, denn das Nebenprodukt dieser Wasserstoffgewinnung wäre wieder reines, klares Wasser.

Wasserstoff kann z.B. direkt zum Antrieb von Automotoren verwandt werden: Die Energiedichte von Flüssigwasserstoff ist etwa dreimal größer als die von Benzin. Die US-Weltraumbehörde NASA hat schon gemeinsam mit Lockheed ein Flüssigkeitswasserstoff-gespeistes Oberschallflugzeug für eine Geschwindigkeit von 6.500 Stundenkilometern konstruiert. Es übertrifft an Leistung die französische Concorde.

Gesucht wird noch eine billige Methode, das Wasser mithilfe der Sonne aufzuspalten. Die Forscher glauben in fünf bis zehn Jahren soweit zu sein. Erste Erfolge gibt es jetzt schon. Der junge Physiker Michael Grätzel vom Polytechnikum in Lausanne hat ein System entwickelt, mit dem Schwefelwasserstoff gespalten und Wasserstoff gewonnen werden kann. Um die Sonnenenergie einzufangen und zu bündeln, benutzte er die Kristalle des Cadmiumsulfids. Diese Entdeckung hat sofort das Interesse der großen Mineralölfirmen geweckt, denn bei der Ölveredelung entsteht in reichlichen Mengen das giftige Abfallprodukt Schwefelwasserstoff.

Die Gefahr aus der Retorte

sollte durch das neue Chemikaliengesetz, das am 1. Januar in Kraft getreten ist, unter Kontrolle kommen. Nur: Es gibt viel zu wenig Kontrolleure. Mindestens 300 Experten waren zusätzlich notwendig gewesen, um die zu erwartende Antragsflut für neue Substanzen der pharmazeutischen Industrie zu überprüfen. Der Bundesrechnungshof aber blockte ab: 131 zusätzliche Stellen müßten bei der Bonnern Finanzknappheit reichen. Doch auch diese 131 Stellen wurden noch zusammengestrichen: 61 Kontrolleure dürfen nun in aller Eile ihren Stempel auf Anträge drücken, die sie nicht mehr überprüfen können: Denn innerhalb von 45 Tagen, so sehen es die Ausführungsbestimmungen vor, müssen die Anträge durch alle beteiligten Behörden hindurchgeleitet werden. Die Prüfung schon auf dem Markt befindlicher Substanzen ist dabei ohnehin nicht mehr möglich.

Konkret 03/82, S. 104

Hark Bohm

Geheim im III. Reich

Ausgerechnet der »Holocaust«-Regisseur Marvin Chomsky verfilmt die Tagebücher von Hitlers Architekt und Rüstungsminister Albert Speer. Gedreht wird mit internationaler Starbesetzung am Original-»Schau«-platz München. (Elke Sommer spielt Magda Goebbels) »Inside the Third Reich« ist der Titel des Speer-Films, der noch in diesem Jahr in den USA als Fernseh-Serie laufen soll. Der Hamburger Regisseur Hark Bohm hat Chomsky und sein Team in München besucht

Unter strengster Geheimhaltung laufen die Dreharbeiten in den Bavaria-Studios (München) für eine Produktion, in deren Mittelpunkt Hitlers Rüstungsminister Albert Speer steht« , las ich in der »Süddeutschen Zeitung«. Produzent ist die American Broadcasting Cooporation (ABC), der größte Fernseh-Konzern der USA. Ein paar Tage vorher hatte ich erfahren, daß mich die »Village Voice«, das New Yorker Kulturmagazin, in die Liste der 10 besten Schauspieler 1981 gesetzt hatte. Ich will mal testen, was das wert ist.

Ich suche auf dem Bavariagelände den Regisseur von »Inside the Third Reich«, Marvin Chomsky. Marvin Chomsky war Regisseur der ABC-Serie »Roots«. »Roots« war die Serie, die den amerikanischen Zuschauer erleben lassen sollte, daß Neger auch Menschen sind. Wenigstens im Tievie. Die Serie wurde von 130 Millionen Amerikanern gesehen. Nach den Einschaltquoten richten sich die Preise für die Werbe-Zeiten. Von den Werbe-Zeiten leben die privatwirtschaftlichen Fernseh-Konzerne. Die Berechenbarkeit der künftigen Einschalt-Quoten ist die Geschäftsgrundlage für die Verträge mit den Unternehmen, die Werbezeiten buchen wollen.

Marvin Chomsky war auch Regisseur der Serie »Holocaust«. 107 Millionen US-Zuschauer.

Ich suche nach Marvin Chomsky vergeblich. Ich hatte ihm vorschlagen wollen, mir die Rolle des Himmler zu geben. Himmler hatte wie ich ein etwas zu kleines Kinn. Ich hab eine größere Nase als Himmler. Ich mache auf der Leinwand eine Figur, mit der man fast Mitleid haben kann. Auf Fotos sieht Himmler auch so aus, als müßte man ihm ein bißchen Mut machen. Andererseits geht von seinem Bild so eine Kälte aus, als stecke er in einem Panzer aus gefrorenem Schleim.

Marvin Chomsky dreht gerade in einem Gefängnis in Landsberg. Im Münchner Produktionsbüro treffe ich den Herstellungsleiter Konstantin Thoeren. Der kultivierte Bayer kennt mich von Person (war Herstellungsleiter bei Faßbinders Ausstattungsfilm »Lilly Marleen«).

Wie ist es bisher gelaufen? Viel Ärger.

Ein Beispiel: Der Film braucht eine Kulisse aus der Nazi-Zeit. Albert Speer war der Mann, der dem Dritten Reich das architektonische Gesicht gegeben hat. Darum wollte Regisseur Chomsky am Haus der Kunst drehen. Hitlers Haus der Deutschen Kunst ist heute Bayerns Haus der Kunst.

»Am Haus der Kunst dürfen Sie nicht drehen«, entschied Peter Ade, Direktor des Hauses der Kunst. Dabei sollte nur an der Rückseite gedreht werden. Weder die Besucher noch der Verkehr auf der Straße wären gestört worden. Trotzdem keine Genehmigung von Herrn Ade. Herr Thoeren bat um Begründung. »Begründung brauch ich nicht zu geben«, soll Herr Ade gesagt haben. Solche Haltung paßt zum architektonischen Stil des Hauses.

Schließlich erteilt die Bayerische Staatskanzlei die Drehgenehmigung doch noch.

Herr Strauß ist gut unterrichtet über die weltweiten Interessen des privatwirtschaftlichen Medienkonzerns ABC. Herr Strauß will auch in Deutschland privatwirtschaftliche Fernseh-Sender.

In der Halle 4/5 will Thoeren mir was zeigen. Ein heller, gediegen eleganter Saal ist da gebaut worden. »Das ist Goebbels' Privat-Kino« erklärt Thoeren, und mit ein bißchen Stolz fügt er hinzu: »Alles originalgetreu«. Woher hatte Rolf Zehetbauer, Bavarias Filmarchitekt, die Pläne, Unterlagen, Zeichnungen?

Alles originalgetreu. Auch das kleine Kino von Hitler, wie eine österreichische Bauernstube. Aber dann das, was mir Thoeren eigentlich zeigen wollte: bis an die Decke der Halle, originalgetreu so, wie Albert Speer sie ihm gebaut hat, Adolf Hitlers Arbeitsräume in der Reichskanzlei, 1:1. Das Portal vom Vorzimmer, aus rotbraunem Marmor, gekrönt vom klotzigen Faschistensymbol in Gold. Das Vorzimmer größer als ein mittlerer Kino-Saal, schwere Schreibtische, Bilder von etlichen Quadratmetern im Abmal-Stil, der damals als nicht-entartet galt. Vier griechische Tempel, nackte Frau mit Schamhaarflaum, kleinbrüstig, sportlich. Gutes Material, würde der Züchter sagen. Und das Angucken macht Gefühle, hätten wir als Jungs gesagt.

Noch ein Portal, noch mal Marmor wie geronnenes Blut, sieben Meter hoch, oben das gewaltige Gold-Emblem. Dahinter ein Raum. Da hätten zwei Eigenheime drin Platz. Hitlers Arbeitszimmer. Das Wort Zimmer schmeckt in dieser Dimension pervers. Links hinten ein Tisch, eine Tafel? Ein imponierendes Gebilde aus Holz. Soll den Eindruck von schlichter Größe hervorrufen. Aber raffiniert gemacht, helles Holz, Intarsien, eine Mischung aus antiken Formen und den Rutenbündeln und

Henkersbeilen der italienischen Faschisten. 30 Meter entfernt, auf der anderen Seite ein Kamin, hinterhältig beeindruckend, davor ein gewaltiger schlichter Tisch und Sessel von einfacher Form, aber mit Lehnen für Riesen. Dazwischen 30 Meter hohe Leere.

»Alles originalgetreu« sagt Konstantin Thoeren. »Was schätzen Sie, was das kostet?« Keine Ahnung. Was das kostet? (Millionen Tote hat das gekostet). Alle Wände des Riesenraumes aus braunrotem Marmor, vielfach strukturiert, riesige Bilder an einer Wand, auf vielen wieder der kleinbrüstige Mädchentyp. Alle Bilder Plagiate, einem scheinbar ewigen Ideal huldigend. Verborgener und doch genauer als alles andere in der Dekoration hier sprechen diese Bilder. Sie sind tatsächlich die Bilder aus dem Besitz des Mannes, der das deutsche Volk führte, nicht etwa originalgetreue Kopien. In die Vergangenheit projizierte Allmachtsphantasien von Zurückgebliebenen, der Gegenwart wieder herbeigelogen als lebendige Geschichte. Instrument für die Ausrichtung der durch Entwurzelung und Entfremdung völlig verwirrten Gefühle auf den Machtanspruch von Hitler und Hugenberg, auf den Disziplinierungsanspruch von Krupp, Stinnes. Legitimation für die Vernichtung und Vergewaltigung der Völker Europas.

Daß dieser Wille, diese Haltung auf dem Weg der Ästhetik den Alltag der Deutschen bestimmen sollte, war Speers Aufgabe, hier in der Gestalt der Reichskanzlei fand sie ihren Höhepunkt. Sollte, was die Geschichte der Deutschen, die Geschichte der Erde aufs fürchterlichste beeinflußt hatte, durch originalgetreues Kopieren begreifbar und beherrschbar werden?

»Also was schätzen Sie, was das kostet?«, fragt noch mal Thoeren. Ich weiß es nicht. »Zweihundertachtzigtausend«, Herr Thoeren sagt das mit Genuß. Er verfügt über solche Summen. Fast sadistisch fügt er hinzu: »Und übermorgen wird alles wieder zerdeppert.«

»Darf ich hier fotografieren?« »Freilich«, sagt Herr Thoeren. »Weshalb stand in der 'SZ' was von strengster Geheimhaltung?« Einfaches Marketing: Mache eine Sache geheimnisvoll, wenn du willst, daß sie öffentlich wird?

Günther Rohrbach erklärt das so: »Wir haben, bei der Presse-Arbeit etwas geschludert. Wir sind im übrigen nur Dienstleister.« Das sagt Rohrbach allerdings nicht als Bavaria-Geschäftsführer, der er heute ist, sondern als mein langjähriger Bekannter, als früherer Fernschspielchef beim WDR und Mentor des Neuen deutschen Films. «Warum sind Sie nicht Co-Produzent geworden?« Rohrbach: »Zum einen ist das Drehbuch der Amerikaner zu simpel. Zum anderen glaube ich nicht, daß wir Deutschen in der Lage sind, in Form einer herkömmlichen Serie die faschistische Epoche zu bewältigen. Vielleicht geht das überhaupt erst, wenn alle Leute gestorben sind, die 1933 älter als fünf Jahre waren.«

»Warum finden Sie das Drehbuch der Amerikaner zu simpel?«

Rohrbach: »Die Amerikaner haben eine schlichte Methode der Dramaturgie. Vater Speer und Ehefrau Speer sind Antifaschisten, sind also gut. Hitler, Himmler usw. sind böse. Dazwischen hängt Albert Speer. Was so aus einer Dramaturgie entsteht, ist historisch nicht nur verzerrt, es ist einfach unwahr. Und dann hat mich geärgert, daß das Drehbuch den schäbigen Versuch von Speer übernimmt, sich reinzuwaschen. Plötzlich ist Speer ein Verblendeter, der sich zum Antifaschisten verwandelt.«

Die Hausherren wußten also sehr genau, was in ihren Hallen gespielt wurde. Und sie wußten, daß ein großer Teil des 8 Millionen-Dollar-Etats für die 4 1/2 Stunden Film bei der Bavaria bleiben würde. Gutes Geld in der Rezession. Allein der Produktionsstab umfaßt 91 Mitarbeiter, Arbeitsplätze.

Am nächsten Tag seh' ich Marvin Chomsky zwischen den Kulissen sitzen. Hellblaue Jeans, bayerische Hafnerschuhe, beiger Pullover, kurzer grauer Bart. Ein Mann von fünfzig Jahren. Eine Rolle für mich? Er hat mich noch nie als Schauspieler gesehen, »Village Voice« hat er nicht gelesen. Rollen gibt es sowieso nicht mehr. In zwei Wochen ist Drehschluß. Er lacht. Seine Lippen ziehen sich über riesige Schneidezähne zurück. Ein fröhlich verrückter Hase aus einem Zeichentrick-Film. Ein liebenswerter Mann.

Ich will wissen: »Was interessiert Sie an dem Stoff?«

Chomsky: »Ich möchte, daß bestimmte Rollen im Dritten Reich neu gesehen werden. Speer war ein gebildeter Mann (a man well-educated) aus einer Familie mit einer Architekten-Tradition, anders als die Leute in den Arbeitsklamotten (different from the people in grey shirts), die Kleinbürger und Arbeitslosen. Er war ein junger Architekt. Er war hingerissen von Hitler (he was raptured by Hitler). Er konnte als Architekt seine größten Träume verwirklichen. Er konnte alles machen.«

»War er Ihrer Auffassung nach denn schuldig an dem Holocaust?«

Chomsky: »Ja, er war schuldig. Das Spiel war für ihn zu groß (a play too big for him). Er ist in eine Lawine geraten.«

»Ich hab mal versucht in einem Gespräch mit Norman Mailer einzukreisen, was das ist, was wir das Böse nennen. Wir waren uns einig, daß das Böse nicht zur ausschließenden Klassifizierung von lebenden Menschen verwendet werden kann. Mailer sagte plötzlich: 'Doch, Hitler'. Ich sagte damals: 'Aber den kann man nicht darstellen.'«

Chomsky: »Hitler war im Prinzip so wie alle Politiker nach ihm.«

Die Schauspieler in SS- und SA-Uniformen stehen bereit. Szene: Speer übergibt seinem Führer die Stätte, an der künftig die Entscheidungen über Tod und Elend der Völker Europas gefällt werden. Probe: Voll Schwung, in beherrschter Eile soll die Gruppe um Hitler und Speer durch das Portal treten. Die Statisten, die die Wachen darstellen, stolpern herum. Chomsky will das realistisch, präzise, zackig.

Im früheren Büro von Ingmar Bergman sitzt Jack Neumann. Er ist der Producer, der Vorgesetzte von Marvin Chomsky. Ein lockerer sympathischer Fünfziger. Er ist der ABC dafür verantwortlich, daß nicht mehr als 8 Millionen Dollar für die Serie bezahlt werden müssen. Jack Neumann hat auch das Drehbuch geschrieben. Warum dreht er in München?

Neumann: »Ich will jede Einzelheit authentisch haben. Das macht die story glaubwürdig. Ich will den Mercedes, den Hitler wirklich gefahren hat.«

»Haben Sie Albert Speer gekannt?«

Neumann: »Ja, ich arbeitete mit Speer täglich in Heidelberg. Wir aßen zusammen.«

»Wie kamen Sie mit ihm zurecht?«

Neumann: »Ich glaube, er betrachtete mich als einen Freund.«

»Warum haben Sie keinen deutschen Co-Produzenten?«

Neumann: »Ich brauch' keinen. Jeder Co-Produzent schränkt meine Entscheidungsfreiheit ein. Aber das deutsche Fernsehen sendet die Serie im nächsten Jahr. Da bin ich sicher.«

Jemand hatte mir gesagt, Leo Kirch, der deutsche Großhändler in Fernsehrechten, hätte gern co-produziert. Jetzt soll er sich wenigstens die deutschen Rechte gesichert haben. Aber vorher soll er gewußt haben, daß ihm das ZDF die Serie abkaufen würde. Risikoloser Gewinn für Herrn Kirch auf Kosten der Gebührenzahler?

»Sind Speers Tagebücher überhaupt in den USA veröffentlicht worden?«

E. Jack Neumann, meine ich, schaut mich an, als müßte er Mitleid mit einem Dorfdeppen verbergen: »In den USA wurden davon 19 Millionen verkauft.«

Ich wiederhole: »Nineteen million?«

Neumann: »Yes, nineteen million.«

Das verspricht auch für die Fernseh-Serie wieder einen Einschaltquoten-Rekord.

»Sie werden sehen, Damen und Herren, die Original-Reichskanzlei, wie sie gebaut wurde von dem genialsten Architekten unseres Jahrhunderts, Herrn Albert Speer, der leider zwischenzeitlich schneeblind in eine erschröckliche Lawine geriet, aus der er sich aber dank seines Mutes und seiner Geschicklichkeit befreien konnte, um im Kreis seiner Familie einen glücklichen Lebensabend zu verbringen, Damen und Herren, ich bitte einzuschalten. Erleben Sie das authentische Dritte Reich und den Mercedes Benz, in dem der Führer persönlich Platz nahm!!!«

Ich bin sicher, Marvin Chomsky und Jack Neumann, Söhne von Juden und Deutschen, tun ihr Bestes. Sie drehen die Serie »Inside the Third Reich« so, daß die ABC die besten Einschaltquoten haben wird. Ihre Moral muß die Einschaltquote sein.

Konkret 03/82, S. 108

Tom Hospelt

Styx-tönende Hamburger

Die amerikanische Rockband Styx (ihr neuestes Album hat eine Welt-Auflage von vier Millionen) verkauft pro LP in den Ländern Skandinaviens 20.000 Stück. In der Bundesrepublik wird jede Styx-Platte rund 250.000 mal abgesetzt. In der BRD wurden auch mehr Big Macs gegessen als in Schweden. Da gibt es einen ganz einfachen Zusammenhang.

»Was wir jetzt brauchen, ist logisches Denken gegenüber der Markt-Situation. Das Nettoeinkommen einer Durchschnitts-Familie ist durch die Inflation geschmälert worden. Unser Industriezweig steht in direkter Konkurrenz zu McDonald's, Mattel oder Honda, wenn es um die Freizeit-Markt-Dollars geht.«

Von welchem Industriezweig ist hier die Rede? Bekleidungsbranche? Süßwarenhersteller? Falsch. Dieses Business hat - zumindest in den Köpfen seiner Kunden - viel mit Kunst und Freiheit und manchmal auch mit Rebellion zu tun: die Rockmusik.

Das Zitat stammt von Derek Sutton, 39, dem Manager der amerikanischen Superseller-Band Styx. Fünf Jahre widmete sich der ehemalige Geophysik-Student der Erforschung von Ölvorkommen, um dann plötzlich als Konzertveranstalter ins Musik-Geschäft einzusteigen. Als er 1975 ein eigenes Management aufbauen wollte, brauchte er einen gut verkäuflichen Klienten - und fand ihn: Styx.

Die Gruppe aus Chikago war wie geschaffen für Suttons marktstrategischen Pläne. Seit 1971 hatten die. Brüder Chuck (Baß) und John Panozzo (Schlagzeug), der Gitarrist James Young und der Sänger, Tastenmann und Gitarrist Dennis DeYoung vier LPs veröffentlicht, von denen jedoch keine den längst erhofften Durchbruch schaffte; die Hitmacher in den amerikanischen Rundfunkstationen haben sie ignoriert. Erst 1975 ging es voran. Es war das Jahr, in dem der engelsgesichtige Alabamer Jüngling und Gitarrist Tommy Shaw zur Band stießen.

Die Hörer des Chikagoer Senders WLS wählten »Lady«, einen älteren Song aus der zweiten Styx-LP, zum Wunschsong des Jahres. Die Single wurde wiederveröffentlicht und ein nationaler Hit. Genau der richtige Zeitpunkt für Sutton, sich der Band anzunehmen.

Die Voraussetzungen waren verkaufstechnisch optimal. Der amerikanische Rockjournalist Tony Sherman: »Styx's Musik ist, obwohl von der Basis her Hardrock, der bei Amerikas Kids sehr populär ist, ein bißchen von dem und dem: Sci-fi-Synthesizer und kreischende Gitarren für die Jungen, sirupsüße Balladen für die mittelamerikanische Hausfrau und Hymnen wie 'The Best of Times', deren hohe Vocalharmonien im Stil der 60er und wehmütige Texte über das Ende des Paradieses die Nostalgieträume der älter werdenden Hippies widerspiegeln. «

Mit Sutton kam der Durchbruch für Styx. Ihr letztes Album »Paradise Theatre« ist die vierte Dreifach-Platin-LP hintereinander - Verkaufserfolge, die selbst die Beatles oder die Bee Gees nicht vorweisen konnten. Nicht, daß mit Sutton plötzlich ihre Musik besser geworden wäre. Eher im Gegenteil. Auch hier paßt der von Sutton selbst so gern gebrauchte Vergleich zu McDonalds: Die Junk-Food-Hamburger sind nicht unbedingt eine Delikatesse, und doch sind sie der größte Renner auf dem Lebensmittelmarkt, weil ziemlich geschmacksneutral und daher für jeden eßbar.

Stellt sich nur die Frage, warum sich so viele mit etwas Halbem zufriedengeben und nicht weiter nach dem Ganzen suchen. Die Antwort kann Sutton für Styx und McDonald's gleichzeitig geben: »Unternehmen wie diese betreiben Werbung als Wissenschaft. Sie geben ihr Geld nicht blindlings aus. Sie machen tiefenpsychologische Untersuchungen und werben mit größter Kraft und Effektivität. Das Musik-Business hat das traditionell nicht getan. Wir haben so viele Geltungsbedürftige, die sich alle darstellen wollen: den Künstler, der seine Kreativität ausdrücken will (unerhört!), die Plattenfirma, die ihre . Kreativität ausdrücken will, den Konzert-Veranstalter, der sein Ego darstellen will. Ich selbst sehe mich im wachsenden Maße nicht mehr lediglich als Manager einer Rock- Band, sondern als Vize-Präsident eines großen Handelsunternehmens.«

Mit seiner Strategie trifft Sutton in der amerikanischen Musik-Industrie auf weit aufgesperrte Ohren. Denn 1980 sank der Umsatz auf dem US-Platten- und Cassettenmarkt gegenüber dem Vorjahr um 500 Millionen Dollar auf 3,7 Milliarden Dollar. Die Krise ist die Stunde der Macher. In der Politik wie im Rock-Biz. Nur, daß die Erfolgsquote Suttons besser aussieht als etwa die von Helmut Schmidt.

Das Album »Paradise Theatre« zum Beispiel, die dazu gehörenden Tourneen und der Verkauf von T-Shirts und anderen Styx-Artikeln haben dem Unternehmen 1981 um die 60 Mio. Dollar eingebracht.

Die Geschichte des »Paradise Theatre« dreht sich um ein großes, 1928 erbautes Chikagoer Kino, das 1958 schließen mußte, weil das Fernsehen ihm die Zuschauer wegnahm: Für Styx eine Allegorie auf den Niedergang der amerikanischen Wirtschaft - verbunden mit dem Ruf nach Fleiß und Anstand, damit die »Verlorenen Tage des Paradises« wiederkehren. Zum Beispiel wie beim Unternehmen Styx.

Die Werbekampagne, die von Sutton & Co. für dieses Produkt eingeleitet wurde, ist Modell.

Der Bärenanteil des 2.5 Mio. Reklameetats - der größte der Rock-Geschichte - wird für die Radiowerbung eingesetzt. Zum Beispiel dafür: »... Amerikanischer Rock'n'Roll«, ist durch den Glitter, mit dem er sich selbst umgab, nicht mehr auszumachen. Die Zeit für Veränderung ist gekommen. Für eine Band mit der Kraft, über das bisher Gewesene hinauszugehen und das noch Mögliche auszuloten. Aber nur eine Band, die schon Tausende von Nächten 'on the road' war und unsere Nation auf jedem Kontinent dieses Globus repräsentiert hat, ist diese Aufgabe wert. Die Zeit ist gekommen. Fünf Männer haben sich entschieden - das Paradies zurückzubringen.«

350 US-Radiostationen haben diesen Spot ausgestrahlt, dem Earl Levy, Amerikas gefragtester Werbesprecher (»Wie behandelt Amerika Kopfschmerzen? - Bayer Aspirin«), seine Stimme geliehen hat. Cahill hat bewußt diesen Mann gewählt: »... Wenn du einen Schlaffi die Ansage machen läßt, strahlt das keine Glaubwürdigkeit für die Kids aus ... Und ein bißchen von Reagans phantastischer Wahlkampf-Fernsehwerbung ist auch in unseren Spots.«

Als die Kampagne stand, entschloß sich Derek Sutton zu einem für Rockmanager ungewöhnlichen Schritt. Er flog in vier amerikanische und fünf europäische Städte, um dort »Seminare« für die Konzert-Veranstalter, die Styx präsentieren sollten, abzuhalten. Den verduizten Veranstaltern erklärte er: »Styx ist nun eine Ketten-Organisation. Ihr seid die lokalen Filialen.«

Bisher war oft der Veranstalter für das lokale Image der Gruppen mitverantwortlich. Sutton wollte diesen möglichen Störfaktor ausschalten: »Wir wollen die Kontrolle über das Imgage der Band in der Hand eines zentralen Organisators. Und so sagte ich ihnen: 'Seht her, McDonald's würde es auch im Traum nicht zulassen, daß irgendeine Filiale um die Ecke ihre eigene Werbung macht. Und so werden wir es nicht zulassen, daß ihr euren Stempel auf unser Produkt drückt. Wir werden euch mit all dem Werbematerial versorgen, das ihr braucht, so als ob wir selbst McDonald's, Holiday Inn oder Midas Muffler wären. Alles dreht sich um einen einzigen Brennpunkt: 'Styx - Paradise Theatre'.«

In diesem Sinne sorgte Sutton auch dafür, daß in jeder der 111 amerikanischen Städte, in denen Styx spielte, eine »Paradise Theatre«-Kulisse aufgebaut wurde. Was nicht nur dem besseren Kartenabsatz diente, sondern auch den Plattenverkauf ankurbelte.

Schon lange bevor die Band ihre LPs konzipiert, betreibt ihre Plattenfirma A & M eine gezielte Marktforschung, damit genau in die momentan günstige Marktlücke gestoßen werden kann: mit Hilfe einer riesigen Styx-Datenbank. Anhand dieser Datei entscheidet A & M, wie man die LP am besten in den Läden präsentiert. Auch Verkaufsleiter Steffen schloß sich der bewährten Devise - Konzentration auf ein einziges Produkt - an und ließ in Tausenden von Plattenläden Mini-»Paradise Theatres« aus Pappe aufbauen. Steffen bezieht seine Inspiration ebenfalls aus der Eßwarenbranche, von der Campbell Soup Company.

Eine weitere Einnahmequelle größeren Umfangs der Firma Styx ist der Verkauf von T-Shirts, Hüten, Stickern und anderen Souvenir-Artikeln während der Tourneen. Sutton: »Ein bißchen mehr als die Hälfte unseres Tournee-Profits kommt aus dem Zubehör-Verkauf. Während eines Auftritts in Baton Rouge setzten wir 120.000 Dollar in Karten und 113.000 Dollar in T-Shirts um.« Für die »Paradise Theatre«-Tournee schätzt Sutton den Umsatz mit Styx-Zubehörartikeln auf sechs Mio. Dollar.

Und was sagt die Band selbst dazu? Ganz einfach: »Tja, das ist Kapitalismus«. Und der gefällt. Textprobe: »Warum mußt du so ein wütender junger Mann sein«, singt Styx, »wenn deine Zukunft in meinen Augen glänzend aussieht.«

Konkret 03/82, S. 111

Sabine Bredy

Musik

Fast jede Zeitschrift, die kein Musikfachblatt ist, hat ihre notwendig-üble Musikseite. Meist wird da versucht, durch eine möglichst breite Platten-Palette »jeden« zufriedenzustellen.

Aber seit wann vertragen sich Dieter Süverkrüp und »Bärchen und die Milchbubis« (oder ihr jeweiliges Publikum)?

KONKRET dagegen will (mit Schiller: »Machs wenigen recht - vielen gefallen ist schlimm«) eine höchst einseitige Auswahl treffen -dafür gibt's auch jeden Monat andere Einseitigkeiten. Im Notfall besprechen wir einfach die ersten Fünf der Deutschen Schlagerparade.

Hör mit Schmerzen

Trotz Punk und Heavy Metal geht der Trend zu gefälligpoppiger Tanzmusik (*Heaven 17*). Daneben aber gibt es noch musikalische Rauheiten, die beim flüchtigen Hören »Krach« denken lassen - und dementsprechend wenig Freunde finden. Zum Beispiel *Bauhaus*:

Kaum eine Band ist von der Musikpresse wohl je so geschmäht und / oder totgeschwiegen worden wie die englischen Tonkonstruktivisten. Möglich, daß das am outfit von Bauhaus-Sänger Peter Murphy liegt, dessen Stimmqualitäten unbestritten sind. Aber seine Bühnenshow im Tangaslip und Netzstrümpfen provoziert wohl nicht nur wohliges Kribbeln beim Publikum beiderlei Geschlechts, sondern auch schlichten Neid. Wer den bezähmt, muß zugeben, daß von den meisten Stücken eine suggestive Kraft ausgeht.

Im Gegensatz zum 70er-Jahre-Rock, wo Gitarren-Machos die Menschheit mit endlosen Soli zum Wahnsinn trieben, treibt hier das dominante Schlagzeug zur Bewegung an. Die Gitarre macht dazu rhythmische, schräge Akkordkaskaden oder wird (mit einem Schlagzeug-Stock) gestrichen wie eine Geige. Vollends unheimlich wirds dann, wenn Peter Murphy mal beschwörend leise, mal lasziv, mal kreischend wie ein Derwisch von den düsteren Abgründen der menschlichen Seele singt. Die Grenzen zum unerträglich Dramatischen werden gestreift, - aber stets gekonnt.

Das erste selbstproduzierte Album »In the Flat Field« ist musikalisch noch unzugänglicher als die Texte sowieso immer bleiben werden. Zum Angewöhnen empfiehlt sich daher das neue Album »Mask« (WEA-Vertrieb), in dem die Murphysche Lyrik von klarer, disziplinierter und kompakter Musik getragen wird.

Theatre of Hate setzen mit ihrer Rhythmik auf ähnliche Methoden wie Bauhaus. Geben sich die aber düster und apokalyptisch, so hat man bei der neuen Maxi-Single des Theatre trotz einschlägiger Themenwahl - »Propaganda« oder »Do You Believe in the West World« - keinen Grund zum Zittern. Freuen kann man sich auch über Kirk Brandons helle, schöne Stimme und die einfallsreichen Gitarrenthemen. (Burning Rome Records)

Wenn man nun (wegen der wiederum ähnlichen Rhythmusstrukturen) *Bauhaus* oder *Theatre of Haie* mit der amerikanischen Gruppe *Chrome* vergleicht, dann nehmen sich zumindest Murphys tragische Ausbrüche als Schmierentheater aus (bei allem Respekt). Was er her aufbeschwört, hat bei Chrome längst Gestalt angenommen. Ohne ersichtlichen Grund erzeugen die meisten Stücke des zweiten Albums »Blood on the Moon« beim Hörer Beklemmungen und Atemnot. Vielleicht liegt's an den leidenschaftslosen, leicht giftigen Stimmen von Damon Edge und Helios Creed, die aus dem äußersten Hintergrund zischende Bösartigkeiten verbreiten. Helios Creed hat es außerdem geschafft, sich mit seinem Gitarrenspiel über alle Kategorien hinwegzusetzen. Statt einer Ansammlung von Gemeinplätzen hier ein Ausschnitt aus der Chrome-Discographie:

Half Machine Lip Moves, LP (1978, Siren Rec.)

Blood on the Moon,LP (1980) Inworlds, Maxi-Sgl., (1980)

Engl. Lizenzen bei Don't Fall off the Mountains, Vertrieb Beggar's Banquet

Subterranean Modern Sampler-Veröffentlichung bei Ralph Records

Read Only Memory, Maxi-Sgl.-Soundtrack bei Red Records für Siren (Prod. Damon Edge 1979)

Gang of Four dürfen in der Reihe der Baß-Schlagzeug-Magnaten nicht fehlen. Pikanterweise verstehen sich die Mitglieder der Viererbande als engagierte Kommunisten, was ihnen vom Business (aber auch vom Publikum) schon manche Anfeindung einbrachte. Innerhalb dieser Musiksparte ist »sowas« halt nicht an der Tagesordnung. Textprobe von ihrer letzten Maxi-Single »To Hell with Poverty« (EMI):

»Als ich geboren wurde, schlug ich die Augen auf / ich langte nach meiner Kreditkarte / oh nein! ich hab sie in meinem anderen Anzug gelassen / das Kapital läßt uns jetzt im Stich / Kameraden, laßt uns den Zeitpunkt ergreifen«

Schön, daß mans hier trotzdem nicht mit geklampften Liedern oder Agitprop zu tun hat... Im Gegensatz zu *Bauhaus* oder *Chrome* sind die Stücke wesentlich reduzierter und durchsichtiger aufgebaut, die *Gang of Four* verwendet wenig Effektgeräte. Bass / Schlagzeug haben einen deutlichen Funk-Einschlag, unterstützt von der markanten, schrill-kratzigen Gitarre.

Mehr *Gang of Four* gibt es auf der empfehlenswerten ersten LP »Entertainment« (1979), und dem etwas schwächeren zweiten Album »Solid Gold« (1981).

P.S. Ob nächstes Mal Kurt Edelhagen oder die Lounge Lizards dran sind, war bei Redaktionsschluß noch nicht klar.

Konkret 03/82, S. 112

Hermann Peter Piwitt

Fernsehen

Brief an Mrs. E. Ewing in Dallas

Meine sehr verehrte Miss Ellie,

gestern ist unser Fernseher kaputtgegangen. Acht Jahre lang hat er uns treu gedient, der kleine Japan International mit seiner nervenschonenden Winzig-Bildfläche; es war immer nur soviel darauf zu erkennen, daß auch die Fantasie zu ihrem Recht kam. Aber dann plötzlich diese flirrenden Linien auf allen Kanälen. Sie blieben und waren mit keinem der Knöpfe noch rauszusteuern. Wir trugen ihn zur Reparatur. Aber ein Japaner, müssen Sie wissen, hat in deutschen Werkstätten sowenig eine Chance wie ein Rennpferd mit gebrochenen Beinen. Der dritte Händler, bei dem wir vorsprachen, wollte ihn wenigstens in Zahlung nehmen. Einen sehr großen Gebrauchten bot er uns dafür an. »Eine Garantie kann ich Ihnen nicht geben. Ob er fünf Minuten oder zwei Jahre hält: beides wäre gelogen.« Wir nahmen ihn; denn wir hatten davon gehört, von dem Knoten in Ihrer Brust. Und daß Sie noch am selben Abend operiert werden sollten. Und wie hätten wir sie da allein lassen wollen in dieser schweren Stunde?

So steht er denn nun da, Platz hat er; wir sind ein bißchen zusammengerückt. Aber ihn anstellen bedeutet jedesmal Risiko, elektrostatisch gesehen. Immer noch ducken wir uns unwillkürlich, wenn es in ihm zu knistern beginnt. Ton kommt gleich. Aber genau neunzehn Sekunden braucht er, eh er zu einem Bild - und nochmal soviel, eh er zu seinen Farben gefunden hat. Besonders bei Pamela und Sue Ellen erscheinen rote und grüne Aureolen. Manchmal springt das ganze Bild in ein schwefliges Grün über. Dann schlagen wir mit der flachen Hand seitlich gegen das Holz, mit Gefühl natürlich, wie bei einem Flipper, wenn die Kugel klemmt. Läuft er aber ein paar Stunden, können wir die Heizung niedriger stellen; denn er entwickelt nach hinten eine Wärme, die gerade Ihnen, Miss Ellie - schon bei unserm kleinen Japaner haben wir es geahnt -, vorn, in der Familie, fehlt. Und nun auch noch die Sache mit der Brust. Wie gut, daß Sie wenigstens die Operation glücklich überstanden haben. Aber was erwartet Sie, wenn Sie wieder nachhause kommen? Was der kleine Japaner uns gnädig verheimlichte, das deckt unser Color Imperator nun unbarmherzig auf: Es gibt viel zu tun für eine Frau und Mutter, die wie Sie Ihr kleines Glück zusammenhalten möchte: Und mehr vielleicht, als ihre Kraft dazu ausreicht. Nehmen Sie Jock, Ihren Mann. Sie ziehen ein Gesicht, wenn er sie anschaut wie ein Bettvorleger vor dem Sprung. Es zerreißt Sie der Gedanke, daß er Sie, wegen der Brust, als Frau nicht mehr für voll nehmen könnte. Sehen Sie nicht, daß er selbst dringend geliftet werden muß? Sie, Miss Ellie, sollen eine Brustplastik bekommen. Aber was ist mit Lucy? Dringend gehörte sie zwischen den Schultern operiert. Aber wer sagt ihr, daß sie nicht mehr wachsen wird? Und warum wurde ihr ihr wahres Alter verheimlicht?

Pamela: gut, der Abstand zwischen ihren Oberschenkeln ist zu weit. Da kann Doktor Danvers nichts machen. Und Bobby hält ja, Gottseidank, auch so zu ihr. Aber warum bekommt Lucys Mutter, so selten wie sie vorkommt, nie etwas richtiges zu essen? Wollen Sie es auf sich sitzen lassen, wenn es draußen heißt, so verhungert wie sie herumläuft: »Das ist eine Ewing?«

Und Sue Ellen: Sollte sie nicht wenigstens einmal in der Woche ihren Lidschatten erneuern, wenn sie sich schon nie abschminkt?

Liebe Miss Ellie, wir halten Ihnen die Treue. Und wir wissen, wie schwer es eine Hausfrau und Mutter auch heute noch hat, mit Kochen, Waschen und Backen und allem, und wie sonst der große deutsche Dichter Wolfgang Bielmann die Aufgaben einer Frau beschreibt, die an der Seite bedeutender Männer ihren Mann steht. Aber manchmal möchte ich aus der Haut fahren. Es ist ja nicht nur das Äußerliche. Sehen Sie denn, nach zweiunddreißig Folgen, nicht endlich, wie übel J. R. allen mitspielt? Ungern mischen wir uns ein in die Angelegenheiten fremder Leute. Jeder fege vor seiner eigenen Tür. Aber irgendjemand muß Ihnen und Ihrem Mann ja mal die Augen öffnen. Jim Davis, der Darsteller, der ihrem Mann die Gestalt leiht, weilt, wir wir hörten, schon nicht mehr unter den Lebenden. Wen wird J. R. noch auf sein Gewissen laden?

Leben ist schwer, liebe Miss Ellie. Oberall Mißverständnisse. Und keine Liebe unter den Menschen, so sehr, daß man manchmal in ein verzweifeltes Lachen ausbrechen möchte. Davon haben wir uns eben auf der Bühne hier, im deutschen Westen, bei dem Stück »Kalldewey« überzeugen können. Und auch davon, daß es wohl ewig so bleiben wird. Was denn auch jeder unserer Zeitungskritiker gleich richtig erkannt hat. Was wird uns erwarten, in den nächsten dreißig Folgen Ihres Lebens, in unserem Color Imperator?

Werden Sie Ordnung geschaffen haben? Daß endlich Schluß ist mit dem Heimlichtun? Daß endlich aufkommt, wie J.R. versucht hat, Pamela auf dem Heuboden zu vergew.... zum Beispiel? Weshalb sie ihr Kind verl... hat? Und was er Kristin angetan hat? Jede Mutter bemerkt einmal, daß ihr Kind schwanger ist, Geld aus der Haushaltskasse nimmt oder mit einem Türken geht. Was machen ihre Männer tatsächlich in dem großen gläsernen Haus in Dallas, in das sie manchmal gehen? Kann man denn zu Geld kommen bloß dadurch, daß man im Büro den Hut aufbehält?

Halten Sie endlich die Augen auf, Miss Ellie. Sie haben einen Teint wie Butter. Sie sind Manns genug. Und dem knittrigen Jock könnten sie noch allemal seine Tochter sein, auch mit nur einer Brust.

For ever and ever und auch in fjutscher with no fjutscher

yours sincerely

Hermann Peter Piwitt

Konkret 03/82, S. 114

Wolf Donner

Der Regisseur als Kriegsheld

Film oder Tod - »Fitzcarraldo« oder sterben. Oder beides. Kaum ein Film hat, lange bevor er in die Kinos kam, soviel Wirbel verursacht wie Werner Herzogs Urwald-Oper. Sogar tödliche Unfälle bei den Dreharbeiten werden werbewirksam annonciert. Am 5. März läuft »Fitzcarraldo« an

Er gilt als genialer Visionär des deutschen Films, ein Besessener, sehr deutsch, monomanisch, humorlos, ein sperriger Kauz, der gesteht, ohne Film »wärs zu Ende mit mir«, ein Maniak, der zu Fuß von München nach Paris marschiert, für Wetten in einen Kaktus springt oder seinen Schuh ißt - Marke Clark, fünf Stunden in einem Knoblauch Rosmarin-Sud gekocht, vor tausend Zuschauern und TV-Kameras in Berkeley.

Er vergleicht sich mit Michelangelo und Kafka, setzt »fast zwanghaft« seine »Geschichte« in eine archaisch-mystische Bildersprache, wobei er mit »magischer Kraft« Unglück anzieht, Kraftanstrengungen provoziert, sich und sein Team in maßlose, oft lebensgefährliche Situationen treibt. Im Ausland hymnisch gefeiert als Kultfigur und romantischer Dämon, legitimer Nachfolger von Lang und Mumau und »teutonischer Orson Welles«, wird Werner Herzog zu Haus noch immer mit Skepsis und Feindseligkeit betrachtet.

Von 1978 bis '81 war er im peruanischen Dschungel mit dem Projekt »Fitzcarraldo« beschäftigt, und selten ist über eine Filmarbeit ausführlicher, wüster, widersprüchlicher berichtet worden. Kein Wunder bei der Bilanz des Unterfangens: angeblich fünf Tote, (Herzogs Bruder, der »Fitzcarraldo«-Koproduzent Luke Stipedic, zu KONKRET: »Ich weiß nur von zweien, aber Sie kennen ja Werner Herzog.«), ein Querschnittsgelähmter, (der inzwischen wieder an Krücken geht und dem das Team einen Kiosk für seinen Lebensunterhalt zurückließ), Schwerverletzte, Knochenbrüche, eine aufgespaltene linke Hand des Kameramannes Thomas Mauch, immer neue Unglücksfälle und Komplikationen, Produktionskosten, die über das Doppelte auf 15 Millionen Mark anstiegen, drei Stars, die mitten in der Arbeit ausstiegen. Und ein Regisseur, der unermüdlich weiterkämpfte und in Lima proklamierte: »Fitzcarraldo oder sterben!«

Der Film bedient sich der Legende des Iren Charles Fitzgerald, genannt Carlos Fermin Fitzcarraldo, gestorben 1897, eines berüchtigten Abenteurers und Indio-Killers, der im Kautschuk-Boom ein Vermögen gewann und wieder verlor. Bei Herzog ist er von der Idee besessen, Caruso und große europäische Opern in den südamerikanischen Urwald zu transportieren. Dafür braucht er Geld, also Kautschuk. Um in ein unerschlossenes Gebiet zu gelangen, läßt er die Indianer - das ist wieder authentisch - ein zerlegtes 300-Tonnen-Schiff neun Kilometer lang durch eine Dschungelschneise tragen. Aber sie opfern es nachts dem Gott der glücklich umgangenen Stromschnellen - Fitzcarraldo scheitert an seinem Unverständnis gegenüber der fremden Indianerkultur.

Genau das passierte auch Herzog in der ersten Phase seiner Arbeit: Er und sein Team gerieten mit den gut organisierten Aguaruna-Indianem am Fluß Maranon aneinander, nicht weit von dem Ort, wo Herzog 1972 seinen »Aguirre« filmte. Die Indianer lehnten die Dreharbeiten auf ihrem Gebiet ab, weil der ökonomische Anreiz für Helfer und Mitwirkende die soziale Struktur ihrer Dörfer zerstöre, und den Film selbst, weil er einen Indianerfeind heroisiere und sie wieder nur als anonyme »Wilde« vorkämen. Es gab endlose Verhandlungen, Verträge, Mißverständnisse; einmal holte das Team vorschnell das peruanische Militär zu Hilfe, ein Offizier ballerte in die Luft, einige Indianer wurden festgenommen, die Aggressionen eskalierten.

Herzog war an den Identitätsproblemen und Zivilisationsschäden der Indianer so wenig interessiert wie am historischen Fitzcarraldo. Allzu arglos hatte er sich in einem politisch explosiven Terrain niedergelassen, wo ganz verschiedene Interessengruppen einander befehden: weiße Siedler und die Politiker Perus; Holz-, Gold-, Kautschuk- und vor allem Kokain-Dealer; Vertreter der US-Konzerne, die nur in Ruhe die reichen Rohstoff- und Erdöl-Lager abbauen wollen; das nervöse Militär Perus, das diese wertvolle Grenzregion gegen Gebietsansprüche Ecuadors verteidigen muß; die relativ autonomen Indianer, die ihr altes Land vor Dezimierung und Ausbeutung schützen wollen und deren »Regionalrat« zum geschickten Gegenspieler der Filmleute wurde; ein internationaler Anthropologen-Verein mit der ideologischen Marschroute »Kulturalismus«, d.h.: Abschotten der Indianer gegen ökonomische und politische Interessen der Weißen; die marxistisch orientierten »Entwicklungsdenker«, die meinen, die Indianerkultur sei schon zerstört, maßvolle Modernisierungen und Technisierung helfe ihnen mehr.

Mit der letzten Gruppierung kooperierte Herzogs Produktionsleiter Walter Saxer, während der »Regionalrat« so weit ging, die deutschen Barbaren mit Auschwitzfotos zu verteufeln. Die Presse in Lirna schrieb wirr und vage über den »gringo aleman«, Herzog reagierte herrisch-unwirsch (»Medienfürze!«), Amnesty International fragte besorgt an, und die Göttinger »Gesellschaft für bedrohte Völker« schimpfte: Das Team trete wie eine Besatzungsmacht im Amazonasbecken auf, halte

die Indianer »mit Zuckerrohr und Peitsche« wie Sklaven, habe Äcker verwüstet und Arbeitsverträge gewaltsam erzwungen.

Auf dem Hamburger Filmfest im September 1979 wies Herzog die Polemik der »Gesellschaft« als »dreiste Lügen« und Vorwürfe in deutschen Zeitungen als »bösartige Hetze« zurück; Doch wenige Wochen später, Anfang Dezember, bestraften die Indianer die »Arroganz« der Deutschen, indem sie das Camp überfielen und niederbrannten; Sachschaden etwa 80.000 Dollar.

Ob Herzog nun ignoranter »Conquistador mit Kamera« (»Der Spiegel«) oder naives Opfer das »brav das klassische Szenario der Besetzung von Indianergebieten seit dem 16. Jahrhundert reproduziert«, mit einer Variante: »die Kamera hat das Gewehr ersetzt« (»Le Monde«): Die Wahrheit über diese Vorfälle scheint unter einem Wust von Diffamierungen, politischen Statements, taktischen Manövern und verlogenen Berichten im Stil des schlimmsten Revolverjournalismus endgültig begraben zu sein (siehe Interview mit Werner Herzog). Die Film-Crew jedenfalls mußte das Gebiet der Aguarunas verlassen und ging nach Süd-Peru.

1980 wird es endlich still um die »Herzog-Horror-Picture-Show« (»Stern«). Neue Drehorte werden bestimmt, riesige Schiffe gebaut, über tausend Statisten engagiert und alle Hauptrollen besetzt: Jack Nicholson ist zu teuer und Warren Oates mag das Tropenklima nicht, Jason Robards übernimmt die Titelrolle - eher eine joviale Salonausgabe des verrückten Abenteurers. Seine Partner sind Claudia Cardinale, Mick Jagger, Mario Adorf. Am 5. Januar 1981 beginnen endlich die Dreharbeiten.

Doch was nun geschieht, macht wieder Schlagzeilen. Robards erkrankt an einer Amöbenruhr mit lebensgefährlichem Wasserentzug und Kreislaufkollaps; er kann nicht mehr spielen, darf nie mehr in die Tropen. Auch Mick Jagger legt seine Rolle nieder wegen anderer Termine. Die Arbeit ruht. »Fitzcarraldo« wird ein Versicherungsfall.

Im Sommer wird wieder gedreht, und Klaus Kinski spielt nun den Fitzcarraldo, nach »Aguirre«, »Woyzeck« und »Nosferatu« die vierte Hauptrolle bei Herzog, diesmal aber nur die vierte Wahl. Der halbe Film muß neu gedreht werden. Als nächstes springt Mario Adorf ab und macht sich Luft in wütenden Interviews: Herzog habe einen »Hang zum Morbiden, Krankhaften... Ich halte ihn in seiner Heldenvergötterung und Selbstüberschätzung für faschistoid.«

Die Darstellungen von Herzog in der Presse erinnern wiederum an Volker Schlöndorff mit el-Fatah-Tuch in Beirut. Dreharbeiten als männlich-martialische Bewährungsproben: Wichtiger als der inszenierte Krieg vor der Kamera wird das Kriegsspiel dahinter, bei dem dann auch mal Leute draufgehen können. Jedenfalls für die Presse.

Margarethe von Trotta in einem Interview: »Neulich habe ich bei uns in der Küche ein Gespräch zwischen Herzog und Schlöndorff mitgekriegt. Wie zwei Abenteurer aus dem 19. Jahrhundert nach Expeditionen in den Urwald sprachen sie über die Gefahren bei ihren letzten Dreharbeiten. Herzog erzählt, wie einer umgekommen ist. Schlöndorff erzählt von den Gefahren in Beirut, Herzog setzt noch einen drauf: Die sprachen wie Kriegshelden... Der Herzog erzählt, daß da schon fünf umgekommen sind, als sei das grandios, als komme das dem Film zugute. Und Volker erzählt, sie seien beinahe draufgegangen. Und alle haben irgendwelche körperlichen Wunden davongetragen ... «

Die reale Gefahr wird zur Qualität, Verletzte und Tote garantieren einen außergewöhnlichen Film.

Der US-Schriftsteller Norman Mailer hat solche Moral auf eine klare Formel gebracht. Als sein Protegé, der langjährige Häftling Jack Henry Abott, nach der Veröffentlichung eines autobiographischen Romans einen Menschen umbrachte, kommentierte Mailer: »Kultur ist ein kleines Opfer wert.«

Aber bisher hat die Kriegsberichterstattung als Voraus-PR nicht funktioniert, hat die Medienschlacht den Filmen eher geschadet. Herzog weiß das: »Ich habe an dem Rummel nie mitgewirkt und wollte gar keine Publizität haben - die ist erst sinnvoll, wenn der Film fertig ist.«

Konkret 03/82, S. 117

Werner Herzog

Interview mit Werner Herzog

KONKRET: Haben Sie durch Ihr Verhalten die Medienschlacht um »Fitzcarraldo« nicht provoziert oder doch befördert?

HERZOG: Ich glaube nicht. Öffentlich geäußert habe ich mich überhaupt erst, als die Lawine nicht mehr zu bremsen war.

KONKRET. Was werfen Sie den Zeitungen vor?

HERZOG: Ihre Lügen und freien Erfindungen. Ich werde wörtlich zitiert von Leuten, die ich nie sah. Und was ich da alles über mich las: Ich wäre im Drogenhandel tätig, hätte die Indianer mit vorgehaltenem Gewehr gezwungen, vor der Kamera zu agieren (das erschien zweieinhalb Jahre vor Drehbeginn), Claudia Cardinale sei von einem Lastwagen angefahren worden und schwer verletzt. Pressegerüchte kann man nicht mit der Wahrheit bekämpfen, nur mit neuen Gerüchten, darum habe ich in dem Fall erklärt, sie sei nach dem Unfall auch gleich noch von dem Lastwagenfahrer vergewaltigt worden.

Ein junger Franzose, der in dem Gebiet als Agronom, und ich vermute: auch als politischer Agitator arbeitete, gab in Frankreich detaillierte Interviews: ich hätte ihn denunziert, ihn zweimal ins Gefängnis gebracht, ihn dann an mich ausliefern lassen, um ihn vom Boot aus zu ertränken; die »Mörder« hätten nur nicht damit gerechnet, daß er ein ausgezeichneter Schwimmer sei. Ich habe diesen Mann noch nie in meinem Leben gesehen.

KONKRET: War der Indianer-Überfall auf Ihr Camp auch eine Zeitungsente?

HERZOG: Das war ein reines Medienereignis. Die uns »überfielen«, kamen mit Sonnenbrillen, John-Travolta-Hemden und Walkie-Talkies ins Camp, baten unsere Leute heraus und zündeten die Hütten an. Sie hatten ihre französischen Journalisten gleich dabei, auch ein Flugzeug, mit dem sie sofort nach Lima flogen. Dort sind sie dann halbnackt, mit Speeren in der Hand, in die Büros von ap, upi, Reuter und Agence France-Presse marschiert, und die Journalisten waren natürlich begeistert.

KONKRET: Haben Ihnen solche Berichte geschadet?

HERZOG: Viele Leute haben sich auf Kosten dieses Films wichtig gemacht, und ich mußte natürlich Federn lassen dabei. Das schmerzt, besonders, wenn es ungerecht ist. Der einzig gute Effekt dieser reißerischen Geschichten war, daß die Sache der Indianer, die große Probleme haben mit den Militärstützpunkten und den Ölgesellschaften, wirklich amts- und pressenotorisch wurde.

KONKRET: Sie ja. Aber es gab Tote.

HERZOG: Keiner ist in direktem Zusammenhang mit den Dreharbeiten gestorben, und es wären in dieser Zeit zwanzig weitere im Camp gestorben, wenn wir nicht zwei Ärzte dabeigehabt hätten. Wirklich Schwerverletzte, ein Pilot und fünf Indianer, gab es bei einem Flugzeugabsturz. Kurz nach dem Start verfing sich ein hochgewirbelter Zweig im Leitwerk. Ich weiß nicht, ob sowas vermeidbar ist. Einmal kamen nomadisierende, noch unberührte Indianer ins Drehgebiet und schossen einem Mann einen Pfeil durch die Kehle und einer Frau drei Pfeile in Bauch und Hüfte; die wurden sofort notoperiert.

KONKRET: Es gab auch Unfälle beim Drehen.

HERZOG: Auf dem Schiff, aber das waren alles Freiwillige. Wir hatten das Schiff dreimal durch die Stromschnellen rasen lassen, es polterte gegen die Felsen, und das wollte ich nun an Bord drehen. Man konnte absehen, daß man wahrscheinlich heil rauskommen würde. Ich fragte: Wer traut sich, wer kommt mit?, das waren sieben, und am Schluß waren alle verletzt, aber nicht sehr schlimm.

KONKRET: Bei Mario Adorf klingt das anders.

HERZOG: Das ist ganz unsinnig. Der Mann ist hochgradig feige, und es ist ihm unangenehm, daß er gekniffen hat, daß er sich nicht mehr rübergetraut hat. Der ist so stark wie dumm wie feig.

KONKRET: Suchen Sie die Gefahr?

HERZOG: Nein, ich bin da immer mißverstanden worden, das ist absoluter Unsinn. Ich bin in solche Situationen geraten, aber ich wäre froh, wenn es ohne ginge. Ich hätte den Film lieber im Erdinger Moos bei München gedreht - wenn es dort Urwald gäbe.

Konkret 03/82, S. 118

Wolf Donner

Film

Hans W. Geissendörfer

Der Zauberberg

Eine sehr deutsche Affäre, der »Zauberberg«, der Thomas Mann zum Säulenheiligen von Germanisten und Philistern gemacht hat; kein Buch von Thomas Mann wird noch immer so gern angegriffen wie dieser Roman Ober die Agonie des europäischen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg, und keines scheint weniger verfilmbar als diese Schwarte der endlosen Diskussionen und der frivolen Zerstreuungen tuberkulöser Großbürger und Intellektueller.

Aber es gelingt Geissendörfer mit Souveränität, Manns globales Panorama der Belle Epoque zu einem faszinierenden, spannenden, lustigen und durchaus authentischen Totentanz zu komprimieren, so schwül und theatralisch wie die Vorlage, so genau und atmosphärisch dicht wie die besten seiner früheren Filme (»Jonathan«, »Der Sternsteinhof«). Der etwas arrogante junge Hans Castorp aus Hamburg erlebt das Sanatorium in Davos als Gralsburg und Venusberg, »pädagogische Provinz« und magisches »Schattenreich«, und der Zuschauer den Film als eine romantische und zugleich beklemmend aktuelle Vision über Realitätsflucht und Zukunftsängste, über eine allgemeine Lethargie und Orientierungslosigkeit, der Untergang der Titanic in feudaler Höhenluft. Auch Carstop erweist sich als verblüffend moderne Figur, ein Popper und ausgestiegener Taugenichts, in seinen sexuellen Neigungen noch indifferent und tändelnd wie in seinen geistigen und moralischen Positionen. Christoph Eichhorn ist ein echter Thomas-Mann-Jüngling und das sympathisch-spröde Zentrum des zweieinhalb-Stunden-Films.

Um ihn arrangiert Geissendörfer einen Reigen von fiebriger Sinnlichkeit und krakeelender Schwindsucht, das Treiben jener »Moribunden«, die Thomas Mann als »lauter Exponenten, Repräsentanten« konstruierte.

Marie-France Pisier (Madame Chauchat), Rod Steiger (Peeperkorn), Flavio Bucci (Settembrini), Hans-Christian Blech (Hofrat Behrens), Charles Aznavour (Naphta) und ein großes Ensemble fügen sich, trotz notwendiger Kürzungen und eigenwilliger, aber »werkgerechter« Auslegungen, so mühelos in Geissendörfers Adaption wie die Arbeit von Michael Ballhaus (Kamera), Peter Przygodda (Schnitt) und Jürgen Knieper (Musik). Das Dauer-Lamento unserer Filmkritik über die angebliche Plage deutscher Literatur-Verfilmungen kann spätestens mit diesem »Zauberberg« aufhören.

Das Verhör

In der Silvesternacht wird ein Notar zur Vernehmung auf eine Polizeiwache gebeten. Es geht um Vergewaltigung und Mord an zwei kleinen Mädchen. Sehr schnell wird der Zeuge zu einem Verdächtigen, die Aussage zur privaten Beichte, das Routineverhör zu einem verbissenen Clinch. Immer heilloser verstrickt sich der feine Herr in Widersprüche, immer eindeutiger wird der Fall für den vernehmenden Inspektor und für den Zuschauer.

Ein Dialogfilm, der fast nur in einem Raum spielt, und doch ein Krimi von vibrierender Spannung, hart, humorvoll, spitzfindig. Lino Ventura ist der Polizei-Inspektor: sehr zurückgenommen und ohne seine stereotype erschütterte Trauermiene, ein ruhiger, erfahrener Kriminaler, sehr korrekt, aber unerbittlich. Sein Gegenüber, Michel Serrault, ist ein brillanter Snob mit feistem Gesicht, mal schroff, mal raffiniert bis zur Verschlagenheit, sogar fies und anzüglich. Aber hinter seinen Bekenntnissen wird die private Tragödie eines ungeliebten Mannes erkennbar, und der Inspektor, nicht ohne Interesse und sogar aufflackernde Sympathie für dieses Filou, kämpft, kaum sichtbar, mit einem letzten leisen Zweifel, so eindeutig die Indizien auch sind und der Notar sich windet.

Das Duell dieser beiden Männer, nur selten unterbrochen, ist Psycho-Florett unter Hochspannung, mit immer anderen kleinen Nuancen, Finten, Pointen. Angenehm irritierend der Auftritt von Romy Schneider als Gattin des Verdächtigen, - ein Teufel in Seide, und ihre Aussage, in einem abgedunkelten Nebenraum, ein scheißfreundlicher Kampf auf Leben und Tod mit dem robusten Inspektor.

Bis auf zwei Schlußvolten, ein Tribut ans Genre, ist dieser Film nahezu makellos, sogar die deutsche Synchronisation.

Sydney Pollack

Die Sensationsreporterin

Hollywoodregisseur Pollack mag es, gewichtige Themen in kühle Lovestories zu verpacken (»Die drei Tage des Condor«, »Der elektrische Reiter«). Die Romanzen bleiben befristet, die Filmschlüsse bittersüß und die gewichtigen Themen manchmal auf der Strecke. Der Film »Die Sensationsreporterin«, von dem Ex-Journalisten Kurt Luedtke geschrieben, fragt nach der Moral der amerikanischen Presse, seit »Citizen Kane« ein Standardthema des US-Films.

Ein FBI-Mann schiebt der Titelheldin (Sally Field) Material über einen Alkohol-Großhändler in Miami zu (Paul Newman), der zwar unschuldig ist, aber wichtige Mafia-Informationen haben könnte. Sie schreibt, der Verdächtige wehrt sich, Autorin und »Opfer« beginnen eine Beziehung, sie schreibt erneut, ihre Enthüllungen werden zum politischen Skandal. Ganz wie es die Hollywood-Dramaturgie vom echten Kinohelden verlangt, legt der clevere Newman am Ende alle herein, die Presse und das FBI, die Maria und einen korrupten Lokalpolitiker.

Der Anfang des Films ist knapp und spannend, aber bald darauf stimmt nichts mehr. Die Reporterin schreibt ihre Geschichten zwar »ohne böse Absichw, (englischer Filmtitel: »Absence of malice«), aber sie ist naiv wie eine Volontärin, bringt hanebüchen tollpatschig eine Unschuldige zum Selbstmord, recherchiert und überprüft nichts von dem, was sie schreibt, und bringt ständig, so sind die Frauen, Job und Gefühl durcheinander.

Sally Field (»Norma Rae«) ist erbarmungswürdig überfordert. Eine Ulknudel mit Kulleraugen, macht sie die schwierige Rolle ständig noch kleiner und läppischer. Und Paul Newman liefert nur seine alten Manierismen ab, stahlharte Blicke und zerdehnte Macho-Sprüche, mit unbewegter Miene rausgeknautscht, das Klischee des unbeugsamen Außenseiters. Das Ende ist bestes Reagan-Kino. Ein jovialer Mister Wonderful aus Washington fliegt ein, verwarnt den coolen Großhändler und die depperte Journalistin, feuert mit unwiderstehlichem Charme den Schmiergeld-Politiker und den übereifrigen FBI-Mann, und schon ist die Welt wieder in Ordnung, ist die sauber amerikanische Demokratie gerettet.

John Waters

Polyester

John Waters freut sich. Er mag »diese Frieden-und-Liebes-Scheiße« der 70iger Jahre nicht, die heutige »Haß-Generation« ist erst das richtige Publikum für seine Schock- und Ekelfilme. »Polyester« ist zwar weniger provozierend, karikiert aber das US-Spießertum grell wie ein Comic und genau wie eine soziologische Analyse.

Neurosen, Obsessionen und Tabus, die Hygiene-Manie der Hausfrau, die Macken und Moden der Jugendlichen, die monströse Geschmacklosigkeit des Lebensstils in den amerikanischen Vorstädten (Waters: »mein ureigenes Feindesland«). Die vierköpfige Familie der fetten Francine Fishpaw (Divine), ihre heiße Episode mit dem Polyester-Prinz Tab Hunter und ihre Freundschaft mit der kleinen, noch fetteren Edith Massey, sind delikate Schweinereien wie die Gerüche, die der Film verströmt (auf einer Karte rubbeln die Zuschauer auf Kommando bestimmte »Odorama«-Flächen frei).

Waters, »im Herzen kapitalistisch«, will den Erfolg, aber er ist intelligenter und lustiger als das amerikanische Film-Establishment. Und seine bizarre Komödie ist kalkulierter Gegenkurs zum lahmen Hollywood-Kino.

Konkret 03/82, S. 120

Markt

Santo Soldi

Daß der Papst jetzt auch ins Video-Geschäft einsteigt, kann nur den wundern, der die »Banco di Santo Spirito« nicht kennt. Zur Zeit streitet sich die Vatikan-eigene »Papal Visits Limited« mit den britischen Fernsehgesellschaften BBC und ITV um die Video-Rechte an Aufnahmen des für Mai geplanten England-Besuchs von Woytila. Der Papst will alles exclusiv.

AutorenEdition: Ende oder neuer Anfang?

Der Athenäum-Verlag will die AutorenEdition, seine (mündige) Adoptiv-Tochter, so schnell wie möglich wieder loswerden. Aber die Unterhaltspflicht erlischt erst Ende nächsten Jahres. Ursprünglich wurde die AutorenEdition (AE) vom Bertelsmann Verlag als kritischrealistische Literatur-Nische gegrundet. Nach einigem Ärger mit Engelmann-Enthüllungen, DKP-freundlicher Prosa und zuletzt einem Verfassungsschutz-Roman von Peter O. Chotjewitz ließ der Gütersloher Konzern das Experiment 1978 platzen. Die AE-Macher, die sich nur aufs Programm, nicht aber auf die Verlagstechnik verstanden, wurden seitdem vom Athenäum-Verleger Pinkerneil betreut - und finanziert. AE-Lektor Roman Ritter meint zwar, sein ambitioniertes Programm habe zuletzt nur noch »wenig gekostet« - aber defizitär war und ist es allemal. So mußten im laufenden Frühjahrs-Programm schon zwei von fünf geplanten Neuerscheinungen gestrichen werden. Ganz einstellen kann Pinkerneil die AE nicht, bis Ende 1983 ist er zur Weiterführung verpflichtet. Dennoch suchen Ritter und seine Kollegen dringend nach einer Verlags-Alternative. Und mit einem neuen Partner wird bereits verhandelt. Ritter: »Ich bin zu 80 Prozent sicher, daß die AutorenEdition in ihrer Substanz weitergeführt wird.«

Wer kennt Elser?

Ende Februar wird am Bochumer Schauspielhaus Peter Paul Zahls erstes Theaterstück uraufgeführt. Sein Titel: »Johann Georg Elser.« Daß dieser Name heute fast völlig unbekannt ist, war für Zahl (aufgrund eines Gesinnungsurteils seit zehn Jahren im Gefängnis) der wichtigste Grund, sich mit ihm zu beschäftigen.

Peter Paul Zahl über Johann Georg Elser: » Am 8. November 1939 um 21.20 Uhr explodierte auf der Traditionsfeier der Nationalsozialisten im Münchner Bürgerbräukeller eine Zeitbombe. Ein Einzelgänger, ein 36 Jahre alter deutscher Arbeiter, hatte den damals einzig möglichen Dialog mit der Macht versucht. Sieben »alte Kämpfer« und eine Frau wurden durch die detonierende Bombe getötet - Adolf Hitler, dem sie gegolten hatte, hatte kurz zuvor den Saal verlassen. Ein Dialog war mißglückt, ein Eingriff in den Lauf der Weltgeschichte - mit der ganzen Liebe eines deutschen Tüftlers und Bastlers geplant - war mißlungen. Hätte Hitler zu dem Zeitpunkt keine Auseinandersetzungen mit dem Oberkommando des Heeres wegen des zwei Monate zuvor begonnenen Krieges gehabt, hätte er den Saal nicht so früh verlassen. Das mißglückte Attentat nützte seinem Mythos, die »Vorsehung hatte ihn bewahrt.« *Hätte* -ein Begriff im Schnittwinkel von Geschichte.

Wer kennt heute Elser?

»Dem die Bombe gegolten hatte, überlebte sie und überlebt, auf neue Weise, bis heute. Der die Bombe gebaut, installiert und zur Explosion gebracht hatte, wurde gefaßt, ermordet und vergessen. Bis auf den heutigen Tag.«

Hitler-Kunst: »Erstaunlich gut.«

Nach dem Zweiten Weltkrieg beschlossen die Alliierten, alle Kultgegenstände des Nazi-Reichs zu zerstören. Trotzdem wurden die meisten Gemälde mit faschistischer Propaganda »gerettet« und zum großen Teil in die USA geschafft. Dort hat man sich offenbar inzwischen so an die nicht-entartete Kunst gewöhnt, daß ein Kongreß-Beschluß vom Mai letzten Jahres schichtweg ignoriert wird. Die Abgeordneten forderten, daß die meisten der 6300 von den Amerikanern konfiszierten Bilder an die Bundesrepublik (als rechtmäßigem Erben zurückgegeben werden sollen. Inzwischen hängen die Gemälde aber nicht nur in Washington, sondern auch in 65 amerikanischen Militärbasen auf der ganzen Welt. Vier der »Werke«, Aquarelle von Adolf Hitler, werden zur Zeit im Kriegsmuseum von Virginia in Newport News ausgestellt. Kommentar des Kurators der US-Army-Kunstabteilung: »Sie sind erstaunlich gut.«

Verschwendete Talente

Ende letzten Jahres wurden in Berlin die »Verschwendeten Talente« gegründet, ein eingetragener Förder-Verein für Unterhaltungs-(Sub-)Kultur. Jetzt wird die Initiative zum ersten Mal in Westdeutschland aktiv: In der Hamburger Markthalle (am 20. März) und im Kieler Ball Pompös veranstalten die »Talente« einen »bunten Abend« unter dem Motto »Liebe auf den ersten Blick.« Das Programm, das »frischen Wind aus nationalen und internationalen Untergründen« verspricht, besteht aus einem 8er Pack von Hamburger, Berliner und New Yorker Künstlern. Die Frauen-Bands »Malaria« (Berlin) und »Unknown Gender« (New York) werden begleitet von »jugendgefährdender« Body Art des Tanz-Duetts »Flex«, und hinter allem pinselt Salome, der PR-trächtigste der jungen wilden Malermeister.

Die Bilder sollen noch von der Bühne herab versteigert werden und so den Reinerlös der Konzerte mehren, der dem »Versuchsfeld« zur Verfügung gestellt werden soll, einem kürzlich eröffneten Veranstaltungszentrum von Hamburger »Freunden der neuen Musik.«

Zitat

»Ich stehe zu meiner Warze.«

Peter Maffay in einem NDR-Interview über die »neue Ehrlichkeit« seiner LP »Ich will leben«

Konkret 03/82, S. 122

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Mit der Meldung »Sexuelle Gewalt in der Ehe soll strafbar werden« hat die **»Welt«** die treuesten ihrer treuen Leser erschreckt, auch den Dr.jur. Gerhard Boehm aus Hamburg 76:

Die eheliche Notzucht (wo beginnt sie? wo endet sie?) unter Strafe zu stellen, wie schlecht durchdacht vorgeschlagen, würde es aus Gründen der Gleichgewichtigkeit gebieten, die Ehefrau unter eine entsprechende Strafe zu stellen, die den ehelichen Verkehr ungerechtfertigt verweigert (wo beginnt ungerechtfertigt? wo endet ungerechtfertigt?). Dann stünde der Staatsanwalt ständig am Ehebett. Wehe dem, der dann noch heiratet!

Dem Doktor kann geholfen werden: Es gibt eine Faustregel, nach deren Anwendung auch seine Gattin den ehelichen Verkehr nicht mehr ungerechtfertigt verweigern wird. Der Rest ist ein Problem für die Neue Juristische Zeitung (wo beginnt Nekrophilie?, wo endet sie?).

Kommunisten lügen und betrügen, und es ist ein großes Glück, daß wir die **»Zeit«** haben, sie zu überführen:

Der Bonner »Prawda«-Korrespondent WIadimir Michailow zitiert (in einem vom SED-Zentralorgan »Neues Deutschland« wiedergegebenen Bericht) die »bürgerliche Zeitung 'Die Zeit'« folgendermaßen: »Es liegt im Interesse des Westens, nichts Unbedachtes zu unternehmen. Die Blütenträume werden welken, wenn sich der Westen erneut auf harte Konfrontation umstellt, von der Suche nach Zusammenarbeit abgeht, die Zugbrücken hochzieht, Alarm schlägt und alle an die Schießscharten ruft.«

In Wahrheit stand in der »Zeit« Nr. 52.- »Freilich, ob alle Blütenträume welken, wieviel sich von dem Neuansatz retten läßt, hängt auch von der internationalen Großwetterlage ab. Schaltete der Westen wieder abrupt auf Konfrontation, gäbe er die Suche nach Kooperationsmöglichkeiten auf, zöge er nun die Zugbrücken hoch und beorderte alle Mann auf die Zinnen, es würde schwerlich viel übrigbleiben.«

Theo wird schwerlich erträglicher, wenn man ihn aus der Prawda rückübersetzt. Leider scheint es auch an der Moskwa Zugbrücken und welkende Blütenträume zu geben, dafür fehlen dem Russischen offenbar das neckische Konditional »freilich, ob« und die weltpolitische Metapher »Großwetterlage«. Schießscharten heißen dort einfach Schießscharten, das deutsch-lyrische Synonym »Zinnen« kennt der Kreml nicht. Sommer in der »Zeit«: Ob alle Blütenträume welken? Wenn der Westen auf Konfrontation schaltet, wird nicht viel übrigbleiben. Sommer in der »Prawda«: Die Blütenträume werden welken, wenn sich der Westen auf Konfrontation umstellt. Je näher der Sommer der Wahrheit (russisch: Prawda) kommt, desto verständlicher wird er. Und Wladimir Michailow wäre ein guter Berater für die kritische Ausgabe erster Hand (»Sommers gesammelte Werke«), die ich vorbereite, neigte er nicht zu typisch bolschewistischen Manipulationen wie der, die eigene Meinung - »Es liegt im Interesse des Westens, nichts Unbedachtes zu unternehmen« - in ein fremdes Zitat zu schmuggeln. Denn Sommer hatte das nicht nur nicht geschrieben, wie die »Zeit« glauben machen will, sondern etwas ganz anderes:

Es *kann nicht im westlichen Interesse liegen, irgend etwas zu überstürzen.*

So lügen und betrügen die Kommunisten.

Im Winter, im Winter, da frieren Sommers Kinder:

Während der einjährigen Schönwetterperiode war die Solidarnosz ein Instrument, das den freundlichen Witterungsbedingungen entsprach: Strahlend, optimistisch und hoffnungsvoll. Solange das Gefühl bestand..-, wurden Vorbereitungen auf härtere Zeiten versäumt. Erst nach dem Sturm auf die Feuerwehrschule... wurde deutlich, von welcher Seite der schärfere Wind weht. Viel zu spät. Der Winter kam überraschend und zeigte, daß die Solidarität für solche Witterungsbedingungen nicht widerstandsfähig genug gebaut war.. macht die polnische Opposition augenblicklich einen notwendigen Abhärtungsprozeß durch.

Alternativer Leitartikel aus der alternativen **»Tageszeitung«.** Theos Jüngster nennt sich »bolle«. Er hatte die Röteln, Masern und Mumps, wie einst der Papa. Jetzt hat er auch die Metaphern. Er wird nicht durchkommen.

Der Chef des Hamburger Landesamtes für Verfassungsschutz besuchte seine **»Morgenpost«** und antwortete auf Leserfragen wie die, warum der Neonazi Gerhard Frey im Congress-Centrum der Hansestadt habe reden dürfen:

Eine nicht verbotene Organisation kann sich in geschlossenen Räumen treffen.

Die weitergehende Frage, ob der christliche Schnüffler Christian Lochte die neuen Nazis nur unterschätzt oder schon unterstützt, beantwortete der Setzer: *Hat der Verfassungsschutz nicht den Rechtsextremismus in der Bundesrepublik unterschützt?*

Die Great Atlantic Pacific Tea Company, eine Supermarktkette, an der die deutsche Firma Tengelmann mit 50,5 Prozent beteiligt ist, mußte 360 Läden schließen, weil sie in den beiden letzten Jahren Verluste von jeweils hundert Millionen Mark gemacht hatte. Die Wall Street-Zeitschrift **»Business Week«** und, diese mit Zustimmung zitierend, die **»Frankfurter Allgemeine Zeitung«** saldierten:

Tengelmanns Vietnam

Weil dort die Great Atlantic Pacific Freedom Company vor Jahren auch 360 Läden hatte schließen müssen. Auf den Wirtschaftsseiten sind sie nun mal ehrlicher als es das Feuilleton erlaubt.

Dem Katalog der ewigen Fragen - Wer hat den Käse zum Bahnhof gerollt? Warum hat jeder Frühling, ach, nur einen Mai? - hat die **»Welt«** eine weitere hinzugefügt:

Wem nützt Karajan?

Mich un' mein Freund Herbert.

In der Farbanzeigen-Beilage der »Frankfurter Allgemeinen« schreibt **Johannes Gross**, Deutschland:

Helmut Schmidt scheint von vielem verlassen, auch vom Sprachgefühl,

das er nie hatte, er ist sozusagen ledig geschieden, während Gross mehr direkter Junggeselle ist:

Deutschland hatte sich einige Jahrhunderte lang durch die Fraktur isoliert, bis Hitler sie am 3. Januar 1941 mit der Begründung abschaffte, es seien »Schwabacher Judenlettern«. Sein wahrer Grund war dieser Unfug nicht, sondern der Wille, das neue Europa anzuführen.

Oder war sein wahrer Wille der Grund des Unfugs, Europa anzuführen? Jedenfalls ist der Grund des Gross'schen Willens, Sprachkritik zu treiben, wahrer Unfug.

Zur Abfassung der kurzen **»Bild-Kommentare«** werden die besten Autoren herangezogen: Kremp, Walden, Loewenstern - die promovierten Analphabeten des Hauses. Das hat Folgen:

Manfred Coppik hat das Handtuch geworfen, ehe man es ihm wegnahm... Je weniger sie (die SPD) mit mehreren Zungen spricht, um so mehr Vertrauen gewinnt sie.

Je einfacher schreiben, umso leichter lesen, desto nix verstehen. Soll die SPD nun mit mehreren Zungen weniger oder mehr mit weniger Zungen reden? Und wer wurde aus dem Ring genommen, als Manfred Coppik das Handtuch warf? Das Handtuch wirft ja nicht der Kämpfer, sondern der Betreuer. Damit es auch Springer-Redakteure mitkriegen: Wenn Axel Springer das Handtuch wirft, muß Peter Boenisch aufgeben. Das gilt, bis wir Springer das Handtuch wegnehmen, oder, einfacher: enteignen.

Ein Mitglied des SPD-Präsidiums sagte mir dieser Tage, das Schlimmste an Helmut Schmidt sei, daß er um sich herum nur Kretins ertrage. Einen von ihnen hat der Kanzler, um ihm eine Gunst zu erweisen, in die weite Welt geschickt, und jetzt muß der **»Stern«** klagen:

Auch nach einem Jahr im Amt ist Bölling manchem Ostberliner Spitzenpolitiker immer noch suspekt.

Und wir hatten die SED schon abgeschrieben.